



# *Königsteiner Offizierbriefe*

*Nicht der Glanz des Erfolges, sondern die  
Lauterkeit des Strebens und das treue Be-  
harren in der Pflicht, auch da, wo das Ergebnis  
kaum in die äußere Erscheinung trat, wird  
den Wert eines Menschenlebens entscheiden.*

*Helmuth von Moltke, 1880*

● *Königsteiner Offizierbriefe*

*April 1964*

*Heft 9/10*

<b>3</b>	Österliche Erneuerung	<i>Georg Werthmann</i>
<b>5</b>	Die Berufslaster der Gutwilligen	<i>Helmut Ibach</i>
<b>8</b>	Das katholische Berufsethos	<i>Albert Hartmann S. J.</i>
<b>26</b>	Eigenwohl und Gemeinwohl	<i>Anselm Hertz O. P.</i>
<b>31</b>	Christ oder Offizier?	<i>Nikolaus Gladel</i>
<b>33</b>	Wie kannst Du als Christ Soldat sein	<i>Wilhelm Hess</i>
<b>36</b>	Beruf und Fröhlichkeit	<i>Theodor Heuss</i>
<b>38</b>	Fürs Bücherregal (Besprechung der Bücher: Stadtmüller, Ostkunde / Karst, Bild des Soldaten)	
<b>40</b>	Im Spiegel der Presse (Woher soll katholischer Offiziernachwuchs kommen?)	
<b>43</b>	Briefe von draußen (Regeln für das Gespräch)	

## Österliche Erneuerung

Wahrhaft selig ist die Nacht, deren Lob der Diakon im Exsultet singt, jene Osternacht, aus der aufgeht „der Tag, den der Herr gemacht, das Fest der Feste, die Urstünd unseres Herrn Jesus Christus und unsere Auferstehung“ (Martyrologium des Ostertages). Die Losung des Christen in der Osternacht ist das Lied der Seligen auf den goldenen Straßen des himmlischen Jerusalems, das Alleluja. Mit ihm jubelt die Seligkeit dieser Nacht und in ihm jauchzt die große Freude des Heils, die keine Worte mehr findet, sondern einfach Freude ist und Dank vor Gott und nichts als Freude und Dank und wiederum Dank und Freude: „Dank sei Gott, alleluja, alleluja.“ Nicht nur für die Osternacht und nicht nur für das Osterfest und auch nicht nur für die Feier des Kirchenjahres, sondern für das christliche Leben überhaupt kommt alles darauf an, daß man Ostern richtig feiert und daß man an Ostern das Richtige feiert. Weil der Auferstandene die Grabeswände zerbrochen hat, stehen wir Menschen nicht im „Stirb und Werde“ der Natur, sondern mit Christus in einem neuartigen Leben. Um dieses neue Leben geht es an Ostern. Hier ist Glaube, Trost und Freude. Hier ist die Quelle der Osterfreude, und ganz von selbst erhebt sich die Frage für uns, ob dieses „Fest der Feste“ in der Mitte unserer Tage und unseres Lebens steht. Sind wir österliche Menschen, innerlich Auferstandene, wirklich Glaubende im Alltag des Lebens — weit über festliches Gepränge und flüchtige Stimmung hinaus?

Man sagt, daß berufliche Bewährung im Alltag die Visitenkarte wahren Mannestums sei. Was dem Menschen heute vielfach fehlt, ist die rechte Berufsfreude. Wer in der Morgenfrühe mürrisch und mißmutig an seine berufliche Aufgabe herangeht, wer diese Aufgabe als ein Joch und als eine schwere Bürde betrachtet, als eine Last, die er abschütteln möchte, wer sich erst dann als Mensch vorkommt, wenn er am Abend sein Berufsgewand ausziehen darf, dem ist nicht zu helfen. Wer aus seinem Beruf etwas Rechtes machen und mit den Dunkelheiten und Rätseln, die er für jeden bereithält, in rechter Weise fertig werden will, muß das Alleluja der Osternacht, das Hohelied der Erlösten, zum Lebensinhalt machen. Als österlicher Mensch weiß er darum, daß jeder Beruf unter dem Ruf und unter der Führung Gottes steht. In der Härte und in dem Ungenügen, die manchem Berufe eigen sind, bietet sich diese Wahrheit von dem Rufe Gottes, der im Berufe an uns ergeht, nicht ohne weiteres der Einsicht dar. Wie alles äußere Leben ist auch das Berufsleben häufig von Menschlichkeit, Egoismus und sogenannten Zufälligkeiten bestimmt. Der Christ glaubt an das hinter diesen Äußerlichkeiten verborgene Gottesgeheimnis der Berufung. Für ihn hängt die ideelle Wertung des Berufes nicht von

seinen Produkten und Erfolgen ab, sondern von der Treue, von der Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit, mit welcher er ausgeübt wird. Er weiß, daß nicht das „Was“, sondern das „Wie“ über den Wert eines Berufes entscheidet. Das „Wie“ aber geht auf das „Wer“ zurück.

Es ist eine wahre Osterbotschaft, daß, um mit Dante, dem Dichter der Göttlichen Komödie zu reden, die Berufsarbeit „Gottes Enkelin“ ist. Jede Arbeit steht in diesem hohen Verwandtschaftsverhältnis, insofern der Gegenstand menschlicher Berufsarbeit im weitesten Sinne Gottes Schöpfung ist. Diese Schöpfung ist nichts Fertiges und Abgeschlossenes. Sie gleicht einer unvollendeten Symphonie. Es ist dem Menschen vorbehalten, das Thema dieser Symphonie fortzuführen und auszuarbeiten, das der Schöpfer in die gewaltige Ouvertüre der Schöpfung hineingegeben hat. Durch diesen Abstammungsgedanken wird die geringste und unscheinbarste Hantierung groß. Wenn du dir vorstellst, daß du in deinem beruflichen Tun am Auf- und Ausbau der Welt beteiligt bist, kommt es dir zu Bewußtsein, daß du in deiner Lebenscke im Kleinen das Gleiche tust, was der Herrgott in seiner Schöpfung in riesenhaftem Maße auszuführen vermochte.

Weder Müßiggang noch Arbeitsfanatismus lassen sich mit dem christlichen Berufsethos und mit rechter Freude am Beruf vereinbaren. Je klarer wir im Lichte der Osterbotschaft die wesenhafte Beziehung der Berufsarbeit zu Gott als ihrem Ausgangs- und Zielpunkt erkennen, desto wertvoller wird unsere Berufsarbeit werden und desto freudiger werden wir unseren Beruf trotz aller Schwierigkeiten ausüben. Müßiggang und Fanatismus auf beruflichem Gebiete sind Abwendung des Menschen von Gott, Weggang von sich selbst und im letzten Mißachtung des letzten Zieles menschlicher Berufsarbeit.

# Die Berufslaster der Gutwilligen

Wir stehen vor unserer fünften „Woche der Besinnung“, die in diesem Jahr vom 13. bis 17. April in Königstein stattfindet. Dieses Akademietreffen wird den Fragen der „Berufsverantwortung“, der „Berufserfahrung“ und der „Berufsfreude“ gewidmet sein. Da dieser neunte „Königsteiner Offizierbrief“ neben seinen normalen Aufgaben in die Thematik dieser Tagung einführen will, bieten wir unseren Freunden die Beiträge „Österliche Erneuerung“ von Georg Werthmann (S. 3), „Das katholische Berufsethos von Albert Hartmann (S. 8) und „Beruf und Fröhlichkeit“ von Theodor Heuss (S. 36) zur vorbereitenden Lektüre an. Darüber hinaus bemühten sich die nachfolgenden Überlegungen, den zeitgeschichtlichen Hintergrund zu zeichnen, vor dem sich die berufliche Zuversicht des Offiziers zu bewähren hat.

Wie es immer in der Geschichte war, so gibt es auch in der Gegenwart eine Art von Zusammenstößen, in denen „die Ethiker von den Praktikern noch immer erlegt wurden“. Sieht man einmal vom endgültigen Urteil des Jüngsten Gerichtes ab, in dem sich mancher irdische Triumph als Niederlage erweisen kann, so hat Ernst Jünger mit dieser in seinen Kriegstagebüchern gemachten Beobachtung genau die Gefährdetheit des Guten im Verlauf — nicht am Ende — der Heilsgeschichte getroffen. Ja es kann nach dem Zeugnis des Buches Job sogar sein, daß Gott dem Versucher einen Menschen befristet zur Prüfung überläßt oder daß der Teufel „auf eine Zeitlang losgelassen werde“, wie die Seherin Anna Katharina Emmerick prophezeite.

Anton Böhm, der Chefredakteur des „Rheinischen Merkur“, hat vor einigen Jahren versucht, unsere Gegenwart als eine solche „Epoche des Teufels“ (Gustav Kilpper Verlag, Stuttgart 1955) zu erweisen. Wie einleuchtend die Methode dieses Buches ist, wird am schnellsten am Beispiel einiger Sätze sichtbar: „Nicht umsonst spricht unser Deutsch, diese alles ahnende Sprache, vom ‚Höllenglärm‘. Lärm hat immer mit Verwirrung, Zerrüttung, Störung, Umsturz, Überspannung zu tun, kurz, mit Unordnung. Die Lärmeruptionen unserer Zeit entsprechen deren Desintegration; sie zeigen an, wie weit sie bereits in Zersetzung übergegangen ist.“ Es wird also aus den uns allen geläufigen Zeitsymptomen — den Todesorgien, der Übersexualität, der Entwürdigung des Menschen in Kunst und Literatur, der Verwirrung der Werte, der Kriminalisierung der Justiz, der Entfesselung der Technik, der Langeweile, der Verzweiflung, dem Satanskult in tausend Formen — unmißverständlich dargetan, daß unsere Gegenwart weithin vom „Engel des Bösen“, dem „Menschenmörder von Anbeginn“, dem „Afften Gottes“ und dem „Fürsten des Gegenreiches“ beherrscht wird. Es wird demnach hier

nichts Geringeres versucht als eine Metaphysik unserer Zeitgeschichte, gegen die vermutlich auch Theologen wenig einzuwenden haben, da sich bereits der Autor mit allen pandiabolistischen, manichäischen und gnostischen Kurzschlüssen, zu denen seine These verführen könnte, warnend auseinandergesetzt hat.

Sonst haben die Verfasser von Zeitanalysen meist die Manier, den als Käufer umworbenen Zeitgenossen in eine Nirgendwo-Position zu locken, in der er die Verruchtheit seiner Mitmenschen innerlich unbeteiligt, selbst vermeintlich nicht betroffen, mit arrogant erhobenem Zeigefinger feststellen kann. Die „Masse“ — das sind die Anderen! Selbst der nach dem zweiten Weltkrieg in Umlauf gesetzte Slogan vom „Hitler in uns allen“, also auch den Schweizern, Russen, Amerikanern und sogar den Widerständlern, ist weithin Literatur geblieben. Demgegenüber läßt Böhm's Warnruf „Satan in uns allen“, also auch den Christen, wenigstens den gewissensempfindlichen Vernehmer nicht mehr zur Ruhe kommen. Wahrscheinlich ist daran auch die Ernsthaftigkeit des Autors schuld und vor allem sein Mut. Denn es ist gefährlich, den unliterarischen, wirklichen Teufel und seine getarnten Helfer beim Namen zu nennen und pamphletistisch herauszufordern.

Die vorgetragene These reizt den Leser zum Stellen einer Frage: Wieso ist es weder zu durchschlagenden Erfolgen der christlichen Mission noch der christlichen Weltgestaltung (Politik) gekommen, obwohl die in den letzten hundert Jahren geglaubten ideologischen Rezepte (der Liberalismus, der Sozialismus, der Nationalismus) in den erlebten Katastrophen ihre Glaubwürdigkeit eingebüßt haben, und obwohl die Massen zwar nicht bekehrungstreu geworden sind aber immerhin zwischen wohlwollender Indifferenz und politischem Personalvertrauen den Christen gegenüber herumlavieren — obwohl also eine providentielle Chance gegeben ist? Die Ursache wird in jenem lähmenden „Teufelsanteil in uns“ zu suchen sein, der sich uns bei einiger Selbstkritik in folgenden Zeitlastern darstellt:

1. der „Müdigkeit der Guten“, auf die Pius XII. so eindringlich hingewiesen hat;
2. der Unglaubwürdigkeit vieler Christen, deren Glaubensgut zwar Tagungsthemen und Zeitschriftenstoffe liefert, im übrigen aber Literatur bleibt und sich im innerweltlichen Erscheinungsbild nicht spürbar genug von den anderen „Richtungen“ und „Weltanschauungen“ unterscheidet;
3. der Unvorbildlichkeit vieler Christen, deren Institutionen, Vereine, Schulen, Bildungseinrichtungen nicht mehr wie die alten Abteien, die in den Urwäldern des germanischen Missionslandes allen zum sichtbaren Beispiel rodeten, „Lebensmodelle“ sind und deren berufliches Verhalten (Seht, wie sie einander lieben!) keine werbende Kraft mehr hat;
4. der Unsolidarität vieler Christen, auf deren Tathilfe sich mancher Mitchrist nicht mehr verlassen kann und sich deshalb dem Bösen gegenüber gleich gar nicht mehr exponiert;



5. dem „Sauerwerden“, das viele Gutwilligen heute resigniert bei sich feststellen. Die ringsum gemachte Berufserfahrung der Müdigkeit, der Unglaubwürdigkeit, der Unvorbildlichkeit, der Unsolidarität bringt sie in Versuchung, aufzugeben, „sauer zu werden“, d. h. die berufliche Zuversicht, die Passion, das Engagement, der Zersetzung zu überlassen.

Die diesen Einzellastern gemeinsame Ursünde ist die Anpassung an die Welt, die der Teufel zu der seinen zu machen sucht. Auch der Christ kommt bei prinzipieller Beibehaltung seiner „Weltanschauung“ weiter, wenn er sich wie seine irdischen Konkurrenten der Methoden der „Welt“ bedient. Dabei geht ihm aber oft der Instinkt dafür verloren, daß die Minderzahl der Gutwilligen nur durch Solidarität der Übermacht des Bösen widerstehen kann. Wenn sich der Böse zuerst als Blinder (Luzifer), dann als Entzweiler und Zersetzer (Diabolos) und zuletzt als Zerstörer (Satanas) zeigt, so sind die Christen mit ihrer angeschlagenen Solidarität, ihrer Zwietracht und ihrer Sauerkeit bereits in der zweiten Phase angelangt.

Mit dieser Erwägung kehrt der Gedankengang wieder zu einem der Böhmschen Schlußkapitel zurück, in dem von der Politik als einer „Aufhaltung des Antichrist“ gesprochen wird. Eine solche Grundlegung der christlichen Politik rechnet zwar mit dem Antichrist wie mit einer vorausgesagten historischen Faktizität, der freilich entgegenzuwirken ist. Das alte „Heilige Reich“ habe „sich als Bollwerk gegen das Satansreich lange bewährt; die Gesellschaft souveräner Einzelstaaten dagegen hat vor dieser Aufgabe sehr bald versagt“. Selbstverständlich kann das Ziel des heutigen politischen Integrationsprozesses nicht die Wiederherstellung des alten „Reiches“ sein; „es muß die universale Rechts- und Friedensordnung aller Völker sein, die einen Widerschein jenes Friedens darstellt, der am Weihnachtstag auf die Erde herabgestiegen ist“. Damit hat der alte Gedanke der „Aufhaltung des Antichrist“ mit den jeweils in den einzelnen Epochen möglichen Mitteln eine neue Formulierung gefunden. Sie erweist sich darin als zeitgerecht, daß sie die Konservativität der christlichen Politik nicht in der Restaurierung einmal gewesener Zustände sieht, sondern im Weiterwachsen der lebenserhaltenden Kräfte in die Zukunft.

Im übrigen sind Laster meist die Kehrseiten von Tugenden. Bisweilen wird ihr Zusammenhang sogar in ein- und demselben Wort spürbar. Vielleicht sollen wir solange „sauer werden“, bis wir „Sauerteig“ sind — wie ihn das Neue Testament versteht.

Helmut Ibach

## Das katholische Berufsethos

Wenn von „katholischem Berufsethos“ gesprochen wird, sind schon in dieser Formulierung zwei Aussagen eingeschlossen, die über den Sinn von Beruf Grundlegendes enthalten. Die eine Aussage: daß dem Beruf ein Ethos entspricht, eine sittliche Haltung, die wie eine formende, gestaltgebende Kraft von innen her das Berufsleben durchdringen soll. Die andere: daß der Beruf mit dieser sittlichen Haltung vom Religiösen her verstanden werden muß; daß er für den katholischen Christen nur aus dem Ganzen seines Glaubens begriffen und gelebt werden kann. Beide Aussagen entfalten nur, was im Wort Beruf schon gemeint ist, wenn es in seiner ursprünglichen Fülle genommen wird.

Diese Fülle ist nicht mehr von selbst vernehmbar. Das Wort Beruf hat weithin seinen Gehalt auf einen Restbestand, vielleicht auf einen kümmerlichen, eingeschränkt. Sagen wir von einem jungen Manne, der Priester werden will, er habe Beruf, dann ist noch unmittelbar an einen religiösen Gehalt des Wortes gedacht. Wenn wir von dem Berufseifer und der hohen Berufsauffassung eines Arztes sprechen, ist die sittliche Bedeutung von Beruf klar herauszuhören. Wird aber bemerkt, eine Mutter von mehreren Kindern sehe sich durch die Verhältnisse gezwungen, berufstätig zu sein, so liegt darin nur die Feststellung, sie müsse um des Erwerbs willen leider eine regelmäßige Arbeit außer dem Hause auf sich nehmen — eine Arbeit, die sie an ihrer eigentlichen Aufgabe sehr hindern kann. Und wenn schließlich der Richter mit einem Berufsverbrecher zu tun hat, eignet dem Worte Beruf keine Spur mehr von dem religiösen und sittlichen Gehalt, den es einmal besaß. Wollte man zweifeln, ob es sich hier überhaupt noch um „Beruf“ handele, sei auf Sombart verwiesen, der als Soziologe erklärt, daß Dieberei, Räuberei, Mädchenhandel, Zuhältertum oder Hochstapelei zwar in der gewissenhaften deutschen Berufsstatistik, die nur „legale“ oder wohlstandstaugliche Tätigkeiten gelten lassen darf, nicht verzeichnet sind, daß sie aber zweifellos als Beruf zu gelten haben <sup>1)</sup>.

### *Zur Geschichte des Wortes Beruf*

Daß man in unserer Sprache berufstätig sagt und nichts weiter meint als erwerbstätig, und daß man sogar von einem Berufsverbrecher sprechen kann, weist allerdings auf eine lange Geschichte des Wortes Beruf hin, in deren Verlauf es an Sinn und Gehalt immer ärmer geworden ist. Viel mehr hat das verwandte und oft gleichbedeutende Wort Berufung

<sup>1)</sup> Handwörterbuch der Soziologie, herausgeg. von A. Vierkandt, 1931. Art. Beruf, S. 25. — Dieser Beitrag wurde zum ersten Mal veröffentlicht in: „Beiträge zur Begegnung von Kirche und Welt“ Nr. 25, hsg. von der Akademie der Diözese Rothenburg, 1956.



bei aller Säkularisierung der Berufsidee seine Tiefe bewahrt; es weist zurück auf den Ursprung, der im Religiösen liegt. Es gibt freilich auch eine „Berufung“, die der Staatsanwalt eingelegt, oder die Berufung auf einen Lehrstuhl; aber sobald die innere Berufung gemeint wird, die ein Mensch empfangen hat, liegt der Gedanke an Gott, der ihn beruft, ganz nahe.

Ursprünglich ist Berufung, *vocatio*, die Übersetzung des neutestamentlichen *klesis*. Dieses Wort, das im Neuen Testament an elf Stellen, zehnmal bei Paulus und einmal im zweiten Petrusbrief (1, 10), vorkommt, ist ein eindeutiger Terminus. Nach der Bedeutung, die *kalein* = rufen schon in der griechischen Übersetzung des Allen und an vielen Stellen des Neuen Testamentes angenommen hat, bezeichnet *klesis* den von Gott ausgehenden Ruf, die göttliche Berufung, die der Christ empfangen hat, da er zum Glauben kam. „Beruf“ ist zuerst nur eine andere Wortform der Übersetzung von *klesis*. Darum ist unzweifelhaft richtig: „Beruf ist ein religiöser Begriff, in seinem Sinne nur zu begreifen als die Tatsache des Berufenseins von einer höchsten Macht; daher müßte das Wort immer mit tiefen religiösen Untertönen ausgesprochen werden“<sup>2)</sup>. Der Beruf als Lebensarbeit steht im Zusammenhang mit einem göttlichen Ruf, einer Berufung.

Max Weber hat darauf aufmerksam gemacht, daß es den Übergang der Wortbedeutung von der göttlichen Berufung auf den weltlichen Beruf nur in bestimmten Sprachen gibt; so, außer im Deutschen, im Englischen (*calling*), im Holländischen (*beroep*), im Dänischen (*kald*), im Schwedischen (*kallelse*). In den romanischen Sprachen hat sich der Unterschied der Bezeichnung erhalten, wie er in der lateinischen bestand, die das Wort *vocatio* der „Berufung“ vorbehielt und für den Sinngehalt „Beruf“ andere Ausdrücke gebrauchte (*opus*, *munus*, *officium*, *professio*)<sup>3)</sup>. Auffällig ist, daß dieser verschiedene Sprachgebrauch mit dem Einfluß der Lutherischen Bibelübersetzung zusammenhängt. Luther hat an einer Stelle, die für die Geschichte des Wortes und des Begriffes Beruf sehr wichtig ist, *klesis* mit Beruf im Sinne des weltlichen Berufes übersetzt: „Ein jeglicher bleibe in dem Beruf, darinnen er berufen ist“ (1 Kor. 7, 20).

In dieser Bedeutung ist das Wort von der Confessio Augustana übernommen worden, und von da ist es, wie Karl Barth bemerkt, „nicht ohne das seiner Herkunft entsprechende protestantisch-religiöse Pathos in die Gesinnung und Sprache der Neuzeit übergegangen“<sup>4)</sup>.

### Luthers Berufsidee

Luthers Berufsauffassung entstand im Gegensatz zum Mönchtum, das er entschieden bekämpfte. Sie wendet sich vornehmlich dagegen, daß der Begriff „Berufung“ der geistlichen Berufung vorbehalten werde; aus seiner Deutung des allgemeinen Priestertums lehnt er eine eigengeartete geistliche Berufung überhaupt ab. Der weltliche Beruf, und zwar er allein, ent-

2) Georg Wünsch, Evangelische Wirtschaftsethik. 1927, 567.

3) Max Weber, Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus (Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie I) 1934, 63 ff.

4) Die kirchliche Dogmatik III, 4. 1951, 690.

stamme einer Berufung durch Gott. Karl Barth legt Luthers Übersetzung von 1 Kor. 7, 20 so aus: „Es solle sich ein jeder an den ihm durch Gottes Disposition zugefallenen weltlichen Arbeitsbereich halten, in ihm seinen Beruf erkennen, in ihm Gott gehorsam sein und nur ja nicht ein Mönch werden zu müssen meinen, um in einer christlichen Tätigkeit außerhalb jener weltlichen Arbeitsbereiche Gott besser zu dienen“<sup>5)</sup>. An Luthers Deutung hat sich auf evangelischer Seite für lange Zeit die Vorstellung geknüpft, erst der Protestantismus kenne eine religiöse Auffassung des weltlichen Berufes<sup>6)</sup>. Das entspricht nicht der geschichtlichen Wirklichkeit, wie hinlänglich gezeigt worden ist, besonders von Nikolaus Paulus<sup>7)</sup>. Trotzdem wirkt diese Meinung noch immer nach. Ziemlich schroff findet man sie zum Beispiel in den folgenden Worten ausgedrückt, die in der „Ethik“ eines führenden evangelischen Theologen der Gegenwart stehen: „Damit ist einer der wichtigsten Gedanken der Ethik, ja einer der wichtigsten Gedanken, die je gedacht worden sind, ausgesprochen: der paulinisch-lutherische Berufsgedanke. Es war eine Tat von weltgeschichtlicher Tragweite und welterschütternder Mächtigkeit, als Luther diesen Gedanken unter dem Schutt der aristotelisch und asketisch verderbten kirchlichen Moral aus der Vergessenheit hervorzog“<sup>8)</sup>.

Von der Lutherischen Bekämpfung des Mönchtums sei abgesehen; heute finden auch evangelische Christen wieder zu einem richtigeren Verständnis des monastischen Lebens. Aber auch die Übersetzung Luthers von 1 Kor. 7, 20 ist wohl sicher nicht treffend. Klesis ist im Neuen Testament immer und eindeutig die göttliche Berufung zum Christsein. Es gibt keinen Anhaltspunkt dafür, daß Paulus an dieser einzigen Stelle etwas anderes gemeint habe, nämlich den Beruf, die Lebensstellung. Das wäre aber nur eine Frage der Übersetzung; die Paulusstelle gibt in Luthers Verdeutschung, die auch viele Katholiken übernommen haben, einen verständlichen Sinn, wenn auch nicht ganz den vom heiligen Paulus gemeinten. Über das rein Sprachliche hinaus geht es jedoch um ein ernstes Anliegen der theologischen Deutung. Wesentliches können wir uns dazu wieder von einem führenden evangelischen Theologen sagen lassen. Karl Barth stellt fest, daß die Reformation zu „einer Devalorisierung des Begriffes der christlichen klesis“ geführt habe<sup>9)</sup>.

### *Der „Säkularismus des Berufsbegriffes“*

Auf der einen Seite ist Barth der Meinung, die vorreformatorische katholische Kirche habe den Begriff der christlichen Berufung auf den Stand der Mönche eingeschränkt und damit die meisten Christen aus dem Bereich

5) A.a.O.

6) In diesem Sinne war besonders einflußreich: K. Holl, Die Geschichte des Wortes Beruf, 1924, Festvortrag in der Preußischen Akademie der Wissenschaften. In: K. Holl, Gesammelte Aufsätze zur Kirchengeschichte III, 1928, 189—219.

7) Der Herausgeber der „Gesammelten Aufsätze“ Holls, Hans Lietzmann, hat selbst „zur Ergänzung und Berichtigung“ der Hollschen Darstellung auf eine Arbeit von Paulus hingewiesen (a.a.O. 189).

8) Emil Brunner, Das Gebot und die Ordnungen, 1932, 183.

9) A.a.O. 491.

einer göttlichen *klesis* entlassen. Diese Einschränkung ist für ihn „das Unheimliche, die nach Reformation von Grund aus geradezu schreiende Verderbnis des vorreformatorischen Christentums“. Nun habe jedoch die Reformation, um die Entartung wieder gutzumachen, den wirklichen christlichen Begriff der *klesis* abgeschwächt und abgewertet. „Es war doch nur die entgegengesetzte, aber ebenso unbedachte und im Grund ebenso unbarmherzige Konzession an die vermeintlichen Bedürfnisse des Durchschnittsmenschen, wenn man nun zwar jene christliche Aristokratie stürzte und beseitigte, die *klesis* wieder an alle Christen als solche ergehen ließ, ihren Charakter als Berufung ‚von oben‘ aber, gerade die Souveränität, in der sie nach dem Neuen Testament in alle menschlichen Bereiche hineinfällt, quer durch sie alle hindurchgeht, bis zur Unkenntlichkeit verdunkelte und abschwächte. Das geschah aber dadurch, daß man sie jetzt als die freilich durch das Evangelium zu vollziehende und im Glauben anzunehmende Einweisung jedes Menschen in diesen und jenen ihm laut eines anderweitig feststehenden Gesetzes verpflichtenden Arbeitsbereich verstand und nun eben diesen Arbeitsbereich als den ihm von Gott gegebenen ‚Beruf‘ erklärte. Oder eben umgekehrt: indem man seinen Beruf, seinen Stand, sein Amt in der Gestalt, die es im Rahmen der als von Gott geordnet vorausgesetzten menschlichen Gesellschaft nun einmal hatte, mit seiner göttlichen Berufung gleichsetzte, sein fleißiges und geschicktes Tun und Wirken in diesem Beruf mit dem von ihm geforderten Gehorsam gegen seine Berufung.“

Das hat im Protestantismus, so schließt Barth, tatsächlich zu dem offenen Säkularismus des Berufsbegriffes geführt, der heimlich von Anfang an in ihm verborgen lag: „Die Erinnerung an die göttliche Erhabenheit und Reinheit dieser *klesis*, um die das Mönchtum in seiner Weise immerhin wußte, hat er preisgegeben.“ Der Protestantismus habe die *klesis* für alle Christen zurückgewonnen, an die Stelle aber dessen, was christliche *klesis* als göttliche Berufung bedeutete, einen weltlichen Berufsbegriff gesetzt: „Der Beruf hat über die Berufung die Oberhand bekommen.“ Schließlich wurde die bloße Erfüllung eines bürgerlichen Berufes der ganze Inhalt der christlichen Berufung. Irgendein konservatives oder liberales, nationales oder soziales Kultur- und Gesellschaftsideal, vielleicht noch etwas religiös verklärt, trat an die Stelle der wahren christlichen Berufung.

#### *Der Kern des christlichen Berufsverständnisses*

Wir brauchen auf das Mißverständnis Barths nicht einzugehen, die vorreformatorische katholische Lehre habe die meisten Christen von der göttlichen Berufung ausgeschlossen. Im Neuen Testament ist so eindeutig und oft erklärt, die göttliche *klesis* sei die Grundlage des Christseins schlechthin und auch die Grundlage der Hoffnung, aus der alles christliche Dasein lebt, daß die Behauptung, die Kirche habe irgendwann diese Berufung aller gelehrt, von vornherein als sehr wenig glaubwürdig erscheinen muß. Aber wichtig ist, daß Barth gegenüber einer sehr verbreiteten flachen

Auffassung des Berufes, gegenüber einem protestantisch säkularisierten Berufsbegriff, auf die ursprüngliche Bedeutung der *klesis* hinweist. Das führt tatsächlich zum Kern des christlichen Berufsverständnisses; wer den Beruf nicht zuerst von da aus sieht, ist außerstande, die eigentliche Fülle des Berufsgedankens sichtbar zu machen.

Um die Berufsidee auszulegen, wie sie sich für katholisches Glaubensverständnis darstellt, hat Dietrich von Hildebrand <sup>10)</sup> zwischen dem primären und dem sekundären Beruf unterschieden; der Beruf als Lebensarbeit ist sekundär gegenüber dem allgemeinen menschlichen Beruf, aus dem und in dem der sogenannte Lebensberuf erst sein volles Gewicht erhält. Das katholische Berufsethos gründet sich vor allem auf die Erkenntnis, „daß vor und über allen Berufen im engeren Sinne des Wortes der eine primäre Beruf steht, der allen Menschen gemeinsam ist und der mit der metaphysischen Situation des Menschen und mit seinem Charakter als geschöpfliche Person gegeben ist“ <sup>11)</sup>. Hier ist, erst einmal in einen hauptsächlich philosophischen Zusammenhang hineingestellt, der wesentliche Gedanke ausgesprochen, der einer weiteren theologischen Entfaltung fähig ist: der Beruf als Lebensarbeit ist in seinem ganzen Gehalt nur begreifbar, wenn er gesehen wird in der Berufung, die als der Beruf des Menschen seinem jeweiligen Sonderberuf vorausliegt. Daraus ergibt sich der objektive Sinn jedes Berufes. Das Berufsethos seinerseits entspringt diesem Vollsinne von Beruf; es ist „der objektive Sinn des Berufes, insofern dieser Sinn persönlicher Besitz des Berufstätigen und innere Norm seiner Berufsausübung ist“ <sup>12)</sup>. Katholisches Berufsethos ist also die Gesinnung und Haltung, oder, wenn man will, der Inbegriff der Haltungen des katholischen Menschen, der den objektiven Sinn seines Berufes, wie er sich im Glauben erschließt, seinerseits bejaht und aufnimmt und danach sein Leben und Tun im Berufe gestaltet.

Dieser objektive Sinn des Berufes ist näher auszulegen, und zwar in der Richtung, in welche die Gedanken über den Zusammenhang von Beruf und Berufung schon geführt haben. Dafür kann unterschieden werden: der Urberuf des Menschen, die *klesis* des Christen als die Form, in welcher der Urberuf wahrhaft erfüllt wird, und der Sonderberuf im Berufsleben der Gesellschaft, der in die *klesis* organisch eingegliedert ist.

### *Der Urberuf des Menschen und die Berufung des Christen*

Im Geschaffenwerden der menschlichen Person ist eine Berufung eingeschlossen; sie gibt dem Menschen den Urberuf. Gewöhnlich denken wir bei der Schöpfung daran, daß Gott Wirkursache des Geschaffenen ist. Alles Geschöpfliche steht bei seinem Ursprung in einer gänzlichen Seinsabhängigkeit von der Ersten Wirkursache; in dem ebenso vollkommenen

<sup>10)</sup> Das katholische Berufsethos. 1931 (Bücherei des Katholischen Gedankens, I).

<sup>11)</sup> A.a.O. 5.

<sup>12)</sup> G. Gundlach, Berufsethos, in: Stimmen der Zeit 118 (1930) 98.

Angewiesensein auf die erhaltende Wirklätigkeit Gottes setzt sie sich fort. Zugleich aber ist das Geschöpf, das im Entstehen und Sein von Gottes Wirken abhängig ist, über sich hinaus auf Gott bezogen; er ist das endgültige, das ganze Sein erfassende Ziel des Menschen. Diese wesensmäßige Teleologie der menschlichen Person, von ihr untrennbar, ist ihre Berufung. Der schaffende Gott ist mit der unbedingten Notwendigkeit, in der sein Schaffen sinnvoll ist, der berufende Gott — berufend zu der Erfüllung des Sinnes, der im Sein des Geschöpfes gegeben ist. Alle Schöpfung ist göttliche Selbstoffenbarung. Alles Seiende ist Offenbarwerden des Seins Gottes, vom Geschöpf aus gesehen eine Teilhabe an Gottes unendlichem Sein in endlicher Wesenheit und darum Ähnlichkeit, wenn auch eine Ähnlichkeit, die zugleich mit einer unaufhebbaren Unähnlichkeit verbunden ist.

Im Geistig-Persönlichen des Menschen kommt diese Bestimmung alles Geschaffenen zu ihrer metaphysischen Fülle. Als Person ist der Mensch Bild Gottes. In seiner Freiheit empfängt er die wesenhafte Zielgerichtetheit jeden Geschöpfes zur Verähnlichung mit dem unendlich reichen Sein Gottes als persönliche Berufung zur Verähnlichung mit dem geistigen Leben Gottes. In der Verwirklichung seines personalen Selbst soll er vollendete Teilhabe an der Selbsterkenntnis und Liebe Gottes werden, vollendet nach dem Maße der menschlichen Natur. Das ist die persönliche Vollendung des Menschen und das Offenbarwerden des Schöpfers in seinem Bilde zugleich. Der Weg zu dieser natürlichen Vollendung der Person in der Erfüllung ihres Urberufes ist die freie Antwort des Menschen auf die Berufung durch den Schöpfer: er soll sich öffnen für die Wirklichkeit der Schöpfung, in die er hineingestellt ist, und für die Wirklichkeit des Schöpfers, der ihr darin entgegenkommt. Die menschliche Person ist gerufen, ja zu sagen zu den wahren Werten der von Gott geschaffenen Welt. Sie soll in ihrem Wirken und Tätigsein an den Aufgaben menschlichen Daseins den Willen Gottes erfüllen, der sich im Sein der Dinge enthüllt und alles zu seiner Vollendung führt.

Der Urberuf des Menschen hat durch den göttlichen Gnadenwillen einen neuen Sinn erhalten. Der Mensch ist in der übernatürlichen Ordnung über das hinaus, wozu er seiner Natur gemäß berufen ist, zur Teilnahme am persönlichen Leben Gottes berufen. Er soll nicht nur Abbild des geistigen Lebens Gottes sein, er soll auch in das innerpersönliche dreifaltige Leben Gottes hineingenommen werden. Auch dazu ist grundsätzlich jeder berufen. In der Ordnung, die Gottes geheimnisvoller Schöpferwille tatsächlich verwirklicht hat, gibt es endgültig nur noch dieses übernatürliche Ziel und die übernatürliche Berufung des Menschen. Der Urberuf, der aus dem Geschaffensein der menschlichen Person ihrer Natur nach entspringt, ist in die Bestimmung zum übernatürlichen Ziele hineingenommen und „aufgehoben“. Er kann nur erfüllt werden, wenn der Mensch auf die übernatürliche Berufung zur Gnadengemeinschaft mit Gott eingeht und ihr in Freiheit gerecht wird.

Zu diesem Ziele ist jedes menschliche Dasein bestimmt. Gott weiß, wie und wann er dem einzelnen die Möglichkeit gewährt, sich in Freiheit bewußt dafür zu entscheiden. Wenn Gott einem Menschen mit dem Glauben an Christus die Erkenntnis des übernatürlichen Zieles gibt und ihn in der Hoffnung dahin richtet und in der Gnade schon die geheimnisvolle Teilnahme am Leben der Dreifaltigkeit schenkt, dann hat dieser Mensch wirklich seine Berufung in Christus empfangen; dann ist er, wie es der Hebräerbrief ausdrückt (3, 1), der himmlischen Berufung teilhaftig geworden. Sie wendet sich an die Freiheit des Menschen und kann nur in Freiheit erfüllt werden; deshalb wird die Berufung, die der Christ empfangen hat, zu der Verpflichtung, „würdig zu wandeln der Berufung, zu der ihr berufen seid“ (Eph. 4, 1). Es ist ihr ein Siegespreis vorgestellt; wer seine christliche Berufung erfüllt, erlangt „den Kampfpriest der Berufung von oben, die von Gott in Christus Jesus ergangen ist“ (Phil. 3, 14).

Für das Urchristentum lag in dieser Berufung ein Herausgerufensein aus der heidnischen und der jüdischen Welt, eine besondere Auserwählung. Vielleicht haben die Christen in dem Namen für die Gemeinde der Berufenen, in der *ek-klesia* noch herausgehört, was das Wort seinem Ursprung nach besagte: die Versammlung derer, die heraus-gerufen worden sind. Als später alle — wenigstens dem Namen nach — Christen waren, mußte die Vorstellung von einem Herausgerufenwerden immer mehr verblassen; der Christ als einer unter allen hatte kein besonderes Berufungsbewußtsein mehr. Ein solches eigenes Bewußtsein des Gerufenseins im Unterschied von den anderen hatten aber die Mönche, die sich zu einer besonderen Weise der Nachfolge Christi erwählt fühlten. Es ist also verständlich, daß Berufung, *vocatio*, in der Hauptsache vom geistlichen Berufe gebraucht wurde. Aber niemand hat je an der wesentlichen, allen Christen gemeinsamen Berufung zum Reiche Gottes gezweifelt.

### *Die Berufung und der Beruf*

Der Urberuf ist der Beruf eines jeden Menschen. Aber er ergeht je an diesen Menschen in der Einmaligkeit und Unwiederholbarkeit, die jeder menschlichen Person eigen ist. Nach dem Sein und der Besonderheit dieser Person wird der Beruf zu einer persönlichen Berufung: Gott zu verherrlichen in der Ausprägung dieses einmaligen göttlichen Ebenbildes, das dieser Mensch darstellt.

Die christliche Berufung, die *klesis* Gottes, ergeht an die Menschen insgesamt, die alle zum übernatürlichen Ziele bestimmt sind; als verwirklichte ergeht sie an alle Christen, die den Glauben empfangen, in der Berufung zu dem ewigen Erbe, das allen verheißen ist. Aber sie trifft jeweils diese einmalige, unwiederholbare Person und wird darin zu der persönlichen Berufung. In seiner besonderen, persönlichen Weise soll gerade dieser Mensch das Bild Christi ausgestalten, um das „Lob der Herrlichkeit seiner Gnade zu sein“ (Eph. 1, 6), das nur diese Person sein



kann. Deshalb wandelt sich die Berufung — nicht in ihrem wesentlichen Sinne, aber in ihrer besonderen Weise — nach dem Sein und dem Ort, nach den eigenen Fähigkeiten und Möglichkeiten dieser Person. Sie ergreift den Menschen mit seinen Bezügen zur Welt und zur Gesellschaft.

„Jeder in der Berufung, in der er berufen ist, in dieser soll er bleiben“ (1 Kor. 7, 20). Die *klesis* ist auch an dieser Stelle nicht der weltliche Beruf, sondern die christliche Berufung zum Leben in Christus. Aber es ist zugleich hingewiesen auf den Bezug, den diese Berufung zu der Lage und Stellung des Christen in der Welt hat. Sie trifft ihn so, wie er ist, und nimmt ihn so, wie er ist, in sich auf. Es wird in vollem Sinne *seine* Berufung, in der Besonderung und damit auch der Beschränkung, die eben sein Dasein ausmacht: „Wie jedem der Herr zugeteilt hat, wie jeden Gott berufen hat, so soll er wandeln“ (1 Kor. 7, 17).

Damit kommen wir zu dem Berufe des Menschen, in dem sich die eigene Weise seiner Existenz auswirkt: seine persönliche Eigenart, seine Begabung und Neigung, seine Leistungsfähigkeit und Brauchbarkeit; die soziale Welt, in der er steht, zuvor und alles durchdringend aber die geschichtliche Stellung, die ihm zugefallen ist. Es ist uns auferlegt, Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts in der gegenwärtigen Welt zu sein. Das bestimmt unsere christliche Berufung zu der besonderen Weise, in der sie uns trifft und von uns erfüllt sein will, und gibt uns die eigene Form unserer Lebensarbeit.

Die Berufung, die an mich ergangen ist und ständig drängend ergeht, ist in ihrer tatsächlichen, konkreten Gestalt nicht ohne den Beruf, der mich beansprucht und in dem ich sie erfüllen soll. Er kommt jedem zu aus den Notwendigkeiten seines realen Menschendaseins, da der Beruf in den meisten Fällen als Unterhaltsquelle auch zugleich Lebensgrundlage ist, und kommt ihm zu aus den Aufgaben des Zusammenlebens und den Zielen menschlicher Kultursendung; jeden stellt sein Beruf dauernd neu in diese Zusammenhänge hinein.

Nicht jeder hat einen Beruf als sein besonderes Arbeits- und Wirkungsfeld innerhalb des menschlichen Gemeinschaftslebens. Die Kinder haben ihn nicht; nur bereiten sie sich von einem gewissen Alter an auf den Beruf vor. Auch die Alten haben ihn nicht, wenn sie zu ihrer früheren Berufsarbeit nicht mehr tauglich sind. Und auch den Kranken geht die Leistungsfähigkeit zu beruflicher Tätigkeit ab. Aber sie alle haben ihre Berufung. Sie sollen sie in der besonderen Weise ihres Kindeins oder Altseins oder Krankseins erfüllen. Diese Berufung gibt auch dem zu beruflicher Leistung Unfähigen die Möglichkeit einer vollen Lebenserfüllung und einer tiefen Wirksamkeit.

Es gibt andere Nicht-Berufstätige im Sinne der Berufsstatistik. Das sind vor allem in größter Zahl die Mütter, deren Aufgabe sich im Dienste der Familie erfüllt. Aber zweifellos haben die Mütter einen Beruf, auch wenn die Bezeichnung Beruf oft auf die dauernde Tätigkeit in der arbeits-

teiligen Gesellschaft eingeschränkt und für das Wirken der Frauen an den häuslichen Aufgaben innerhalb der Familie nicht gebraucht wird. Man wird wohl nicht mit Recht sagen können (wie Karl Barth es getan hat), es sei etwas „Lächerliches“, daß „manche Mütter und Hausfrauen ihre Tätigkeit als solche durchaus auch als Tätigkeit in einem Beruf gewürdigt wissen wollten“<sup>13)</sup>. Schon die Frage der Bezeichnung kann wichtige praktische Folgen haben, wie etwa dann, wenn die Vorbereitung auf die hausfrauliche Tätigkeit als „Berufsausbildung“ anerkannt wird. Aber vor allem der Sache nach gibt der Stand der Ehe, des Ehemanns und der Ehefrau, des Vaters und der Mutter einen wahren Beruf mit vielen Pflichten und einer großen Verantwortung für die Gemeinschaft der Familie und für die menschliche Gesellschaft. Die Ehe ist, wie die Priesterweihe, ein *Berufssakrament*; wer eine Ehe eingeht, muß sich ernstlich fragen, ob er dazu berufen ist. Die christliche *klesis* erhält für diejenigen, die zur Ehe berufen sind, in der Übernahme dieses Standes ihre erste grundlegende *Besonderung*. Der verheiratete Christ erfüllt seine christliche Berufung und heiligt sich vor allem dadurch, daß er in vollkommener Weise seinen Aufgaben als Gatte oder Gattin und als Vater oder Mutter nachkommt. In Ehe und Familie erwächst ein eigener großer Pflichtenkreis, der das Leben erfüllt und für die meisten Menschen zum Hauptberuf wird. Der Beruf innerhalb des gesellschaftlichen Arbeitsprozesses steht gewöhnlich in einem dienenden Verhältnis zu dem Berufe in der Ehe, wenn dabei auch sein eigener Sinngehalt nichts einbüßen muß oder auch nur verkürzt zu werden braucht. Die Arbeit in den Erwerbsberufen wird zumeist erlebt und geleistet als Sorge für die Familie. Daraus kann sich ein hohes Berufsethos entwickeln.

So wird der Beruf im gewöhnlichen Wortverstand für den ehelichen Menschen schon in einer bestimmten Weise in das Ganze einer christlichen Berufung eingegliedert. Für die weitere Deutung des katholischen Berufsethos ist zu überlegen, wie der Beruf als Lebensstellung und Lebensarbeit innerhalb der arbeitsteiligen Gesellschaft außer dem Zusammenhange mit dem Hauptberufe in Familie und Ehe in die Erfüllung der *klesis* des Christen einbezogen werden kann. Seinem objektiven Sinne nach ist er in sie aufgenommen, und das katholische Berufsethos ist die Gesamthaltung des Christen, der seinen Beruf in dieser Ganzheit sieht und lebt.

### *Zwei falsche Berufshaltungen*

Die Eingliederung des Berufes als Lebensarbeit in die „Berufung, zu der jeder berufen ist“, schließt zwei falsche Betrachtungsweisen des Berufes aus. Der um die Sinnerfüllung seines Berufes sich mühende Christ kann diese verbreiteten Stellungnahmen zum Beruf nicht anerkennen. Die eine ist das gänzliche Aufgehen in Beruf und Berufsleistung; die andere ist die Verlagerung des persönlichen Lebens ganz außerhalb des Berufes, der

nur noch um der Notwendigkeit des Erwerbs willen gewählt wird. Beide Haltungen sind typische Endergebnisse der Säkularisierung der Berufsidee.

Der Christ kann in seinem Berufe nicht völlig aufgehen. Das ist für ihn in einem tieferen Sinne wahr, als es Hans Freyer gemeint hat, wenn er einmal — an sich in glücklicher Formulierung — sagt: „Jede Ethik des Berufes muß den gewagten Satz enthalten: du sollst nicht in deinem Berufe aufgehen“<sup>14</sup>). Er begründet: „Denn deine sittliche Existenz wurzelt nicht ganz in dieser gegenwärtigen Ordnung, der dein Beruf angehört.“ Für Freyer ergibt sich das Gebot des Nichtaufgehens aus der Spannung zwischen dieser gesellschaftlichen Wirklichkeit, in die der Beruf hineingestellt ist, und der Zukunft, der Zukunft des Volkes, die auf ein Neues, Aufgegebenes weist. Der Gedanke kann richtig sein; er wendet sich gegen ein Untergehen im Beruf als einer festen und fraglos hingenommenen Ordnung. Aber das ist am Ende nicht das Entscheidende. Der Christ geht im Berufe nicht auf, weil sein Beruf seine Bestimmung als Person in ihrer Berufung nicht erschöpft. Seinen Lebenssinn im Berufe finden, einfachhin, mag dabei der Beruf noch so sehr in seinem echten gesellschaftlichen und kulturellen Gehalte gemeint sein, ist eine Häresie; wie Dietrich von Hildebrand es ausdrückt: „die neuzeitliche Häresie der Vergötzung des Berufes“<sup>15</sup>). Sie bedeutet, daß der Mensch letztlich nicht mehr als Person vor Gott gesehen wird; er wird gewertet und wertet sich selbst nur nach seiner Leistung, nur soweit er ein nützliches Glied der arbeitenden Gesellschaft ist. Die Tugend des Menschen als personaler sittlicher Wert wird verwechselt mit seiner Tüchtigkeit für Zwecke und geht darin unter. Der Mensch wird zum Mittel der Wirtschaft und der Kultur und des gesamten gesellschaftlichen Getriebes. Außer seiner beruflichen Leistung hat sein Leben keine Aufgabe und keinen Sinn. Ganz in dieser Richtung, als ihr brutalster Ausdruck, liegt das vernichtende Urteil über das „lebensunwerte Leben“, das die Existenz des Kranken, der für Berufsleistung endgültig ausfällt, als sinnlos betrachtet und es entsprechend zu behandeln empfiehlt.

Die moderne Arbeitswelt und die Arbeitsbewertung, von der sie erfüllt ist, birgt die Gefahr in sich, daß der Mensch ganz mit Beschlag belegt wird. Man sieht dann nur noch den Arbeiter in ihm und degradiert ihn damit zum Roboter. Josef Pieper hat sich in seinem kleinen Buch „Muße und Kult“ dagegen gewandt und hat ein starkes Echo gefunden; man spürt die Gefahr allenthalben. Der Mensch, welcher der Vergötzung des Berufes verfällt, kennt keine wahre innere Sammlung mehr. Er hat keine Zeit zu der Einkehr, zu der Muße, in der er sich von innen her von Gott ergreifen läßt. Er kann sich nicht mehr der Fülle des Wirklichen, persönlicher Liebe und echter Gemeinschaft erschließen. Je mehr er entleert wird, um so mehr flieht er schließlich alle Sammlung und sucht eine äußerliche Zerstreuung.

14) Zur Ethik des Berufes, in: Blätter für Deutsche Philosophie 7 (1933/34) 20.

15) Die Menschheit am Scheideweg. Gesammelte Abhandlungen und Vorträge. 1955, 583.

Sein Leben wird „zu einem beständigen Vor-sich-selbst-Davonlaufen, das im Grunde nichts anderes ist als eine Flucht vor Gott“<sup>16)</sup>.

Es gibt heute in vielen Berufen eine Überlastung, ein von Pflichten Überfordertwerden, besonders in solchen Berufen, die große Verantwortung mit sich bringen. Diese Überforderung kann für den einzelnen eine ihm auferlegte Notwendigkeit sein, der er sich kaum zu entziehen vermag; dann braucht nicht die grundsätzlich falsche Berufsauffassung daran schuld zu sein, die den Menschen nicht mehr zu sich selbst kommen läßt. Das echte Berufsethos würde ihn dahin drängen, alles daran zu setzen, um doch noch Freiheit und Zeit zur Sammlung zu gewinnen. Andererseits ist die Lage der modernen Gesellschaft, die an vielen Stellen das Berufsleben solcherweise hat entarten lassen, nicht ohne die „moderne Berufshäresie“ entstanden.

Geschichtlich gesehen ist die falsche Überschätzung der Berufstätigkeit nicht unabhängig von dem späteren Calvinismus, für den das Ringen um den vollen Erfolg im Beruf noch religiös verstanden war: der Berufserfolg galt als das Kennzeichen der Auserwählung, an dem unter der Wirkung der kalvinistischen Prädestinationslehre jeder einzelne das entscheidende Interesse seines Lebens hatte. Die volle Auslieferung an die Berufsarbeit als „innerweltliche Askese“ (Max Weber) brauchte nur später die religiöse Motivierung zu verlieren, um zu einem gänzlich säkularisierten Berufsfieber zu führen. In seinen radikalsten Formen wird es schließlich die Enttönnung einer vollständigen Gottentfremdung. Der Mensch, der nicht mehr an einen gottgegebenen Sinn des Daseins und an die waltende Fürsorge Gottes in allem Geschehen glaubt, nimmt es auf sich, selbst eine Welt zu planen und sie nach eigenem Entwurf zu organisieren und zu lenken. Eine verzehrende Unrast packt ihn dabei; er will eine Aufgabe lösen, die einfach über sein Vermögen geht. Je mehr er beim Scheitern seiner Versuche die Grenzen spürt, um so rastloser und ratloser stürzt er sich in die betäubende Arbeit.

Auf der anderen Seite verfehlt derjenige die echte Berufsgesinnung, für den die Berufsarbeit außerhalb seines sonstigen Lebens steht. Wie die vorhin gekennzeichnete Übersteigerung der Berufsgebundenheit an einem bestimmten Unternehmertyp am einfachsten gezeigt werden kann, so wurde die hier gemeinte Trennung von Berufsarbeit und persönlichem Leben weithin die Haltung des areligiösen, sozialistisch aufgeklärten Arbeiters. Die Arbeit, mit der er sich an einer kleinen Stelle in einem hochtechnisierten und organisierten Produktionsprozeß einschalten muß, hat in sich keinen Sinn für ihn, und der einzige Grund, der zu ihr treibt, ist das Erwerbsinteresse. Mensch wird der Arbeiter nicht in seiner Arbeit; sie ist vielmehr eher eine Selbstentfremdung, besonders als Arbeit in der kapitalistischen Gesellschaft. Mensch wird er außerhalb der Arbeit, und eine sozialistische Berufsbildung hatte sich ausdrücklich zum Ziele gesetzt,

durch Freizeitgestaltung den Schwerpunkt des Daseins in die arbeitsfreie Zeit zu verlegen. Das war eine typische Form des Verfehlens einer wirklichen Berufsgesinnung. Die grundsätzliche Verlagerung aller Lebensinteressen in den Raum jenseits des bloßen Erwerbsberufes, der nur als notwendiges Übel angesehen wird, findet sich auch in anderen Schichten. So sehr eine Lieblingsbeschäftigung den Menschen spannkraftig erhalten kann, es gibt auch Formen des Hobby, unter denen eine echte Berufsgesinnung verkümmert.

## *Eingliederung des Berufes in die Berufung*

### *1. Beruf als Arbeit zur Ehre Gottes*

Nicht nur im Beruf, aber auch nicht ohne den Beruf, vielmehr wesentlich auch durch ihn erfüllt der Mensch seine persönliche Berufung vor Gott, seine *klesis*. Es bleibt also die Frage gestellt, in welchen Weisen der Beruf in die Berufung eingegliedert wird.

Die eine, allgemeine Form, in der jede Berufsarbeit in die Erfüllung der christlichen Berufung aufgenommen werden kann und soll, ist die Leistung der Arbeit aus einem religiösen Beweggrund. „Ob ihr eßt oder trinkt oder sonst etwas tut, tut alles zur Ehre Gottes“ (1 Kor. 10, 31). „Was immer ihr tut in Wort oder Werk, alles im Namen des Herrn Jesus, Gott dem Vater dankend durch ihn“ (Kol. 3, 17). Das ist eine grundsätzliche Gesinnung, die jeder Berufsarbeit einen endgültigen Sinn gibt. Was immer menschlicher Beruf sein kann, ist von ihr ergreifbar und kann durch sie zu einer vollwertigen Tätigkeit erhoben werden, in welcher der ganze Mensch sich verwirklicht. Nur was auf die Ehre Gottes nicht beziehbar ist, scheidet aus. Der „Beruf“ des Diebes oder eines Unternehmers in der Unzuchtindustrie ist kein Beruf, sofern nicht mit dem entleerten Wort „Beruf“ bloß die Erwerbsquelle bezeichnet wird.

Die religiöse Hinordnung allen Tuns auf die Ehre Gottes kann auch in Berufen, deren unmittelbare Leistung nicht eigentlich ein volles Menschenwerk darstellt, doch eine echte Berufsgesinnung schaffen. Alfred Dedo Müller hat in schöner Weise den Unterschied von Eros und Agape auf den Beruf angewandt: der Berufseros erwartet die Liebe zum Beruf, die Hingabe an den Beruf, ohne die eine Berufsgesinnung nicht möglich ist, vom Beruf selbst und den in ihm liegenden Anziehungskräften; die Beruf-agape bringt die Hingabe aus den eigenen Quellen der Verbundenheit mit Gott in den Beruf hinein mit. Ein Beruf, der keinen Eros weckt, kann in tiefer Agape erfüllt werden<sup>17)</sup>. Die Gesinnung des Arbeitens zur Ehre Gottes läßt sich durch religiöse Motive erweitern. Ein solches Motiv kann sein, daß man die Arbeit in dem Willen zur Buße und in der Bereitschaft zum Kreuz übernimmt oder um der sittlichen Selbstzucht willen, die in beharrlicher und ernster Arbeit geübt wird.

17) Ethik. Der evangelische Weg der Verwirklichung des Guten. 1937, 251.

## 2. Der Beruf als Ruf Gottes

Zu der allgemeinen Hinordnung der Berufstätigkeit auf die Ehre Gottes tritt die andere, die im Berufe eine besondere Bestimmtheit der göttlichen Berufung erkennt. Der Beruf, in dem einer steht, ist ihm von Gott gegeben; in ihm erfüllt er einen Ruf, der an ihn persönlich ergangen ist. Damit wird der erste Gedanke vertieft: Beruf ist Dienst zur Ehre Gottes in dem ausgezeichneten Sinne, daß der Mensch zu diesem Dienst von Gott selbst berufen ist und in ihm die personale Antwort auf ein ganz persönliches Angerufensein durch Gott gibt. Darin liegt ein wesentlicher Inhalt des katholischen Berufsethos.

Die Überzeugung, von Gott in diesen Beruf gerufen zu sein, stützt sich nicht auf etwas Außergewöhnliches. Zu einem weltlichen Berufe, und im allgemeinen selbst zu einem geistlichen, wird einer nicht berufen wie die alttestamentlichen Propheten. Solche Berufung ist möglich; aber sie bildet jedenfalls eine sehr seltene Ausnahme. Die Gewißheit, es stamme der Beruf aus einem göttlichen Ruf, rührt wesentlich daher, daß in den Tatsachen und Umständen eines Lebens, die zu diesem Beruf geführt haben, Gottes Vorsehung am Werke ist. Damit ist das Ergebnis, die Situation im Beruf, Gottes Wille für diesen Menschen. Zu diesem Ergebnis können Dinge mitgewirkt haben, die Gott nicht in sich wollte, sondern nur zugelassen hat; aber in seine Vorsehung sind auch Dinge, die er gar nicht wollen kann, zulassend aufgenommen.

Zu den auf Gottes Willen zurückgehenden Tatsachen, die in einen bestimmten Beruf führen, gehören die Fähigkeiten und Neigungen des Menschen. Wozu jemand nicht die nötigen körperlichen, sittlichen und geistigen Voraussetzungen mitbringt, dazu ist er nicht berufen. Die Neigung allein ist nicht entscheidend; mancher hat die lebhafteste Neigung zu einem Künstlerberuf gehabt, aber es fehlt die wirkliche Begabung. Immerhin ist für viele Fälle eine ausgesprochene Neigung ein Anzeichen eines gottgewollten Berufes. Das Wort *vocation* im Französischen und ähnlich in den anderen romanischen Sprachen, das zuerst der *klesis*, der *vocatio* entspricht, bedeutet später auch den inneren Zug, die Neigung, die jemand zu einem bestimmten Beruf hat; wir sagen in diesem Sinne im Deutschen, es habe jemand „seinen Beruf verfehlt“.

Zugleich aber, und oft eigentlich bestimmend, kommt es auf die äußeren Verhältnisse an. Wenn einer trotz klarer Fähigkeit und Neigung zu einem anderen Beruf genötigt ist, kündigt sich für ihn darin der Ruf Gottes an, und im Rufe Gottes kann sich die Souveränität des Willens Gottes äußern, dessen Geheimnis etwas für den Menschen Undurchdringliches hat. Es kann der Wille sein, der das Kreuz auferlegt. Außerdem gehört zu den Bestimmungsgründen eines Berufes die eigene Wahl, wenigstens in sehr vielen Fällen; eine Wahl aus einer mehr oder weniger großen Breite von Möglichkeiten. Dann will Gott, daß der Mensch wähle, und was er gewählt hat, wird für ihn Gottes Wille.



Auch wenn der Beruf als Gottes Ruf erkannt wird, ist damit nicht ausgeschlossen, daß der Beruf geändert wird, sofern die Möglichkeit besteht und gute Gründe dafür sprechen. Luther hat den Satz, daß jeder in der *klesis*, in der er berufen ist, bleiben solle, noch in der Statik der spätmittelalterlichen Ständeordnung gesehen, weil er die *klesis* mit weltlichem Beruf und Stand gleichsetzte; abgesehen davon, daß er in dem Satze ausgesprochen sah, der Mensch solle in seinem weltlichen Berufe bleiben und nicht nach einem geistlichen, nach dem Mönchsleben verlangen, um Gott darin besser zu dienen. Aber das Bleiben in der *klesis* bezieht sich grundsätzlich auf den primären Beruf; eine Änderung des Arbeitsberufes kann ausdrücklich Gottes Wille sein.

Diese Dynamik im Rufe Gottes zu sehen ist sehr wichtig. Die christliche Berufsidee ist gemäß der Lutherischen Auffassung oft falsch ausgelegt worden. Der Gedanke, von Gott in einen bestimmten Beruf und Stand berufen zu sein, muß, so hat Karl Dunkmann erklärt, „zur Passivität verleiten, zum Quietismus“<sup>18)</sup>. Und die scharfe Opposition von seiten großer Gruppen der Arbeiterschaft gegen die christliche Berufsauffassung beruht auf dem gleichen Grunde: sie gilt als die religiöse Verklärung bestehender Verhältnisse, als Sanktionierung der heutigen Arbeitswelt von Gott her, als der Verzicht auf soziale Umgestaltung. Das alles ist falsch verstanden. Die Überzeugung, von Gott an diesen Platz gestellt zu sein und in dieser Berufsarbeit seinen Willen zu tun, kann sehr wohl mit dem Wunsch und Willen zusammengehen, die gegebenen Verhältnisse zu ändern und zu einer besseren Gestaltung der Berufswelt beizutragen. Gott kann wollen, daß einer sich in bestehende Verhältnisse schickt und darin seinen Beruf findet, solange nichts zu ändern ist, und zugleich kann er wollen, daß ein Mensch alles tut, was er kann, um die Verhältnisse zu bessern. Es ist genau so wie bei einer Krankheit, die wir hinnehmen sollen als Gottes Schickung, und doch sollen wir auch alles tun, um gesund zu werden.

### 3. Beruf als Dienst in der Gemeinschaft

Der Gedanke an den Ruf Gottes im Beruf wird ergänzt durch die Überlegung, wozu Gott ruft. Es gehört zum Sinn des Berufes, daß er ein letztlich von Gott kommender Ruf zum Dienst in menschlicher Gemeinschaft ist, gemäß der Verteilung der Dienste und Leistungen in ihr. Was in der Heiligen Schrift unmittelbar von der Verschiedenheit der Ämter und Dienste in der Kirche gesagt ist: „In einem Leibe haben wir viele Glieder, die Glieder aber haben nicht alle dieselbe Tätigkeit“ (Röm. 12, 4), das gilt entsprechend von der gottgewollten Verschiedenheit der Berufe in der menschlichen Gesellschaft, die in ihrer Weise die *charismata diaphora*, die unterschiedlichen Gaben sind (Röm. 12, 6). In dieser Einordnung in die Gesamtleistung der menschlichen Arbeit für die Unterhaltssorge und

18) Die Lehre vom Beruf. 1922, 193.

Kulturentwicklung hat jeder Beruf seinen unmittelbaren Sinn. Daraus entspringt das Ethos auch des einfachsten Berufes. Selbst eine Arbeit, die für sich genommen mechanisch und geisttötend zu sein scheint, kann so als sinnvoll erfahren werden; das Wissen um den Gemeinschaftsdienst der Arbeit vermag ein starkes Bewußtsein der Verantwortung zu begründen.

Es lohnt sich heute noch, an eine Erfahrung zu erinnern, die Theodor Brauer bezeugt hat: „Wer sich liebevoll des einzelnen Arbeiters und der einzelnen Arbeiterin annimmt und sie dahin bringt, daß er oder sie einmal ganz elementar aus sich selbst heraus, ohne Rücksicht auf Lehrmeinungen irgendwelcher Art, über seine oder ihre Tätigkeit sich verbreiten, der wird finden, daß fast jeder Mensch an der Stelle, wo er steht, einen Platz auszufüllen glaubt und daß ihn die Ablehnung, diesen Standpunkt mit ihm zu teilen, mehr als alles andere aufbringt oder betrübt, — mit anderen Worten: daß er Berufsgefühl . . . in sich trägt, und daß im Grunde nichts anderes zu tun ist, als dieses Berufsgefühl in den einzelnen Menschen zu entwickeln, nicht aber, wie es fast ein ganzes langes Jahrhundert hindurch geschehen ist, es in ihm zu ertöten. Erst recht tritt das Berufsgefühl hervor, wenn nun noch eine tiefer begründete Überzeugung dem Menschen sein Schicksal dadurch verklärt, daß sie ihn innerlich ergriffen fühlen und empfinden läßt, daß er durch die Arbeitsbetätigung zugleich der Menschheit nütze und sich selbst den Weg zur inneren Befriedigung bereite“<sup>19)</sup>.

Es liegt demnach dem Menschen in seiner Berufsarbeit unmittelbar nahe, Beruf als Dienst in der Gemeinschaft zu erfahren. Er spürt darin wie selbstverständlich diesen Sinn, den die Berufstätigkeit hat, auch wenn er sich in bescheidenen Formen der Leistung verbirgt; der Wille, das Bewußtsein des eigenen menschlichen Wertes zu erhöhen, ist der stärkste Antrieb, an dieser Sinndeutung des Berufslebens festzuhalten. Hier wird der Beruf nach einem Gehalt begriffen, den er wirklich innerhalb des großen Zusammenhanges von Mensch, Gesellschaft und Sachwelt hat. Dieser immanente Sinn beruflicher Leistung ist von einer religiösen Werlung des Berufes abtrennbar; er kann ein Berufsethos der Treue und Verantwortung begründen, das auch dem nichtreligiösen Menschen verständlich ist und vielleicht ein tiefer sittlicher Inhalt seines Daseins wird. Und umgekehrt: gerade weil der irdische Beruf in sich diesen positiven menschlichen Wert enthält, ist es möglich, ihn auch im ganzen der religiösen Berufung des Menschen zu sehen. Eine sinnlose Tätigkeit ließe sich vielleicht noch indirekt, über den Gedanken an ein hartes, von Gott aus geheimnisvollen Gründen auferlegtes Kreuz verstehen; sie könnte zu einer reichen Entfaltung des Glaubens an die persönliche Berufung führen, aber nicht ein eigentliches Berufsethos begründen. Erst wenn die Arbeit innerhalb menschlicher Gemeinschaft sinnvoller Dienst ist, kann sie in eine organische Einheit mit der Berufung des Christen aufgenommen werden. In

ihr erfährt dann die Realität des geleisteten Dienstes eine neue und im Innersten befriedigende Begründung. Der Beruf wird die unmittelbar erlebte Weise, in welcher der Christ Gott dient, der ihn in seinem Namen zum Dienst an den Brüdern und Schwestern berufen hat, und zwar zu diesem Dienste und zu keinem anderen. Damit wird der Beruf zuletzt ein Dienst der Liebe; und es gilt von ihm der geheime Zusammenhang, der für alle christliche Liebe besteht: „Wer seinen Bruder nicht liebt, den er sieht, der kann Gott nicht lieben, den er nicht sieht“ (1 Joh. 4, 20). Dabei ist zu unterscheiden zwischen den Diensten der Liebe und der apostolischen Gesinnung, zu denen die Berufstätigkeit und die durch sie herbeigeführte Berührung mit Menschen Möglichkeit und Anlaß gibt, und dem Dienste für die Menschen, der in der besonderen Leistung der Berufsarbeit als solcher liegt. Beides kann je in seiner Weise an der Verwirklichung eines persönlichen Berufsethos mitwirken.

#### 4. Das Ethos der einzelnen Berufe

Unter den Gesichtspunkten, die bisher entwickelt worden sind, läßt sich jeder Beruf aus dem Ganzen der christlichen Berufung heraus verstehen. Sie geben die Möglichkeit, den objektiven Sinn zu erkennen, der in jedem Berufe unabhängig von seinem jeweiligen Inhalte liegt und die Grundlage eines aus dem Glauben wachsenden Berufsethos bildet. Sie können aber nach den Besonderheiten einzelner Berufe weiter entfaltet werden und führen damit auch zu dem besonderen Ethos, das dem objektiven Sinn bestimmter Berufe entspricht. Der zuletzt genannte Gedanke des Dienstes für die Gemeinschaft bietet unmittelbar den Ausgangspunkt. Der Dienst, der in einer Berufsarbeit für die Menschen geleistet wird, ist sehr verschieden nach Art und Aufgabe des Berufes. Daraus gewinnt der Auftrag Gottes, der in ihm beschlossen liegt, eine andere Gestalt; je mehr der Mensch mit seinen höchsten Fähigkeiten in ihm beansprucht wird, um so mehr hat der Ruf, der an ihn ergangen ist, und hat die geheimnisvolle Führung, die ihn in diesen Beruf gestellt hat, eine besondere Bedeutung. Und wenn schon ein Mensch mit besten Kräften sich bemüht, zur Ehre Gottes zu arbeiten, ist es nicht gleichgültig, was er in dieser Gesinnung tut und wie darin Gottes Herrlichkeit aufleuchtet. Je mehr ein Beruf einen eigenen ausgeprägten Kreis von Aufgaben umfaßt und je mehr die Berufsleistung auf ein besonderes Werk und auf einen Dienst ausgerichtet ist, der seinen selbständigen inneren Sinn hat, um so mehr entspricht ihm ein eigenes Berufsethos.

Bei manchen Berufen ist das kaum möglich. Viele einfache Leistungen innerhalb der weitgetriebenen Arbeitsteilung der heutigen Industrielwelt haben keinen eigenständigen Wert in sich; sie gehen darin auf, ein beliebiges Stück eines durchorganisierten Produktionsprozesses zu sein. Ihr Wert ist mit dem Dienstgedanken gegenüber Gott und in seinem Auftrage gegenüber der Gesellschaft umschrieben. Ein echtes und in sich mensch-

lich hohes Berufsethos erwächst daraus, daß dieser Sinn des Berufes, den er mit vielen ähnlichen in gleicher Weise besitzt, ergriffen und gelebt wird. Dann sind auch solche Leistungen wirklich Erfüllung eines Berufes — und nicht bloß Erwerbsmittel. Was ausschließlich um des Erwerbs willen getan wird, schafft keine wahre Berufsgesinnung; denn es ist als solches für den schaffenden Menschen ohne Sinn. Damit ist natürlich nicht geleugnet, daß der Erwerb meist zum Berufe gehört; für gewöhnlich ist der Beruf die Lebensgrundlage des Mannes und seiner Familie. Es ist eine der Funktionen des Berufes in der Gesellschaft, seinen Mann (oder seine Frau, muß heute hinzugefügt werden) zu ernähren. Auch ein ideales Berufsethos steht dazu nicht in Gegensatz. Es ist auch in den Berufen nicht ausgeschlossen, die um der Eigenart der beruflichen Leistung und der mit ihr verbundenen Verantwortung willen keine Erwerbsberufe der üblichen Art sein können; auch in ihnen muß die wirtschaftliche Grundlage dafür geschaffen sein, daß der Berufsträger unabhängig von äußeren Sorgen frei seiner Aufgabe leben kann.

Es gibt Berufe, die einem ganz besonderen Dienste gewidmet sind. Aus dem eigenen Werte solchen Dienstes empfängt der Beruf seinen ausgeprägten Sinn. Den Angehörigen der Berufsgruppe soll infolgedessen ein spezifisches Berufsethos eigen sein. Vieles wirkt mit, um in ihnen diese Berufsgesinnung zu festigen: die kulturelle Höhe der Berufsleistung, die Schwierigkeit und Langwierigkeit ihrer Berufsbildung, die Größe der zu tragenden beruflichen Verantwortung, die soziale Geltung, die der Beruf in der Gesellschaft findet, die Gemeinsamkeit des Berufsgeistes bei den Berufsangehörigen und ihre Sorge für die Wahrung der Berufslehre. Der Künstler, der Forscher, der Arzt, der Lehrer und Erzieher, der Jurist als Wahrer des Rechts und der Gerechtigkeit, der Politiker und Staatsmann haben Berufe solchen hohen und eigenen Sinngehalts. Sie bedürfen, wenn sie ihrem Berufe gerecht werden wollen, eines tiefgegründeten Berufsethos, das an die geistige Kraft und den sittlichen Willen große Anforderungen stellt. Man brauchte nur das Bild eines Menschen zu zeichnen, der ganz seinem Beruf hingegeben ist, um deutlich zu machen, wie tief eine Persönlichkeit durch ihren Beruf geprägt wird.

Am Beruf des Juristen, der als Beispiel aus anderen ähnlichen herausgegriffen sein mag, sei das in Kürze verdeutlicht.

Es wurde schon ausgeführt, was der innere Sinn des Berufes als Dienstes an der Gemeinschaft für die Eingliederung des Berufes in die Ganzheit der persönlichen christlichen Berufung bedeutet. Dasselbe wiederholt sich hier für den besonderen Sinn eines klar geformten Berufes und für das Ethos, das er verlangt. Es ist eine ganz eigene Weise der Verherrlichung Gottes, wenn ein Mensch mit seiner Lebensarbeit der Erkenntnis des Rechtes und der Verwirklichung der Gerechtigkeit dient; denn Gott ist gerecht und die Gerechtigkeit selbst, und der berufliche Hüter des Rechtes soll sich von Gott in Dienst genommen wissen, um unter den Menschen

gegen allen Machtwillen und alle Selbstsucht das Bewußtsein einer unbedingt gültigen, unantastbaren Ordnung aufrecht zu erhalten, in der sich die Majestät einer ewigen Gerechtigkeit ankündigt. Die Spannung zwischen menschlichem Recht und ewiger Gerechtigkeit verleiht dabei dem Dienste des Menschen am Recht und der Verherrlichung Gottes in ihm einen eigenen Charakter.

Es gibt eine gewisse Hierarchie der Berufe. Das ist nicht so zu verstehen, als ob man sie alle in eine Rangordnung des Wertes einreihen könnte. Die Frage, ob der Beruf eines Richters oder eines Arztes höher steht, ist nicht zu beantworten. Solche Unterschiede lassen sich nicht in eine Rangfolge bringen. Aber daß der Beruf eines Richters oder eines Arztes nicht nur in der gesellschaftlichen Anerkennung, sondern in seinem inneren Werte von anderem Rang ist als ein Beruf, der einförmige einfachste Arbeit fordert, steht außer Zweifel. Eine Tendenz auf Gleichmachung ist gegen die Natur der Sache, und echtes Berufsethos muß sich dagegen wehren. Es handelt sich dabei keineswegs um einen falschen Berufsstolz. Im Gegenteil, je höher ein Beruf steht, um so mehr gehört zu seinem Ethos die Gesinnung tiefer Demut.

Wenn der Beruf das Letztentscheidende für den Menschen wäre und die Menschen wesentlich in ihrem Berufe, in ihren Leistungen aufgingen, müßte die verschiedene Höhe der Berufe eine unaufhebbare soziale Spannung erzeugen. Aber der Beruf ist nur etwas Zweitrangiges. Das Wesentliche, das die Menschen eint, ist ihre *Berufung*. Der Wert des einzelnen hängt davon ab, wie er seiner Berufung entspricht. Sein Beruf ist eine besondere Weise, in der er seine Berufung erfüllen soll. Im höchsten Berufe, der ihm zuteil geworden sein mag, muß er wissen, daß er mit dem Berufe und seiner Verantwortung wie jeder andere vor Gott steht, der allein darüber urteilen kann, wie jeder im Berufe seiner Berufung gefolgt ist. Daraus soll die zum wahren Berufsethos gehörende Demut erwachsen, die jedem Dünkel zuwider ist: „In Demut achte jeder den anderen höher als sich selbst“ (Phil. 2, 3). Sie ist mit dem Bewußtsein des objektiven inneren Wertes der eigenen Aufgabe und seiner formenden Kraft wohl vereinbar. Es ist letztlich das Wissen um eine Gnade, die zu diesem Lebenswerk erwählt hat.

## Eigenwohl und Gemeinwohl

Nach der Klärung des Begriffes Gemeinwohl gälte es nun, das Verhältnis von Eigenwohl und Gemeinwohl näher zu bestimmen.<sup>1)</sup> Dabei geht es vor allem um die Frage: wie weit ist der Einzelne in die Gemeinschaft verwoben, oder anders ausgedrückt: ist der Einzelne um der Gemeinschaft willen da oder die Gemeinschaft für den Einzelnen? Diese Frage läßt sich indessen in dieser Allgemeinheit nicht beantworten, denn die Antwort richtet sich danach, auf welche Art von Gemeinschaft sich das jeweilige Handeln des Einzelnen bezieht, und in dieser Hinsicht gibt es eine Fülle von Möglichkeiten. Um aber doch in etwa ein Kriterium zu bieten, seien im folgenden drei Beziehungstypen des Verhältnisses von Eigenwohl und Gemeinwohl erwähnt.

Es kann z. B., und dieses wäre der erste Typ, das Eigenwohl klar und eindeutig vom Gemeinwohl abgesetzt, d. h. gegen dieses kontradistinguiert werden. Wir haben es dann mit einem Eigenwohl zu tun, das ausschließlich Gegenstand individuellen Handelns ist, „sofern es mit Mitteln erstrebt wird, die ausschließlich vom Individuum her bestimmt werden“. (Utz, Sozialethik I, S. 141.) Fälle dieses Beziehungstypus werden sich freilich nur in der Mittelordnung aufweisen lassen, d. h. für Gemeinschaften, deren Gemeinwohl nicht den gesamtpersonalen Bereich ihrer Mitglieder umfaßt. So liegt z. B. die individuelle und personale Zielsetzung und Entfaltung des Mitgliedes eines Fußballvereins zu einem großen Teil außerhalb des Gemeinwohlbereiches des Fußballvereins. Der Verein kann seine Mitglieder auf bestimmte Veranstaltungen verpflichten, ihnen für bestimmte Zeitabschnitte bestimmte Verhaltensregeln vorschreiben, etwa das Rauchen und den Alkoholgenuß untersagen, weil diese Maßnahmen der Verwirklichung des Gemeinwohls, nämlich des Sieges der Mannschaft oder ihrer körperlichen Ertüchtigung dienen. Der Verein kann aber seinen Mitgliedern keine Vorschriften etwa hinsichtlich der Heirat, der Wahl des Ehepartners, einer Scheidung oder der Art der Kindererziehung machen. Vom Gemeinwohl des Vereins her gesehen, fallen diese Bereiche in die sog. Privatsphäre, für die das Gebot der Nichteinmischung gilt. Andererseits kann und darf dann etwa das einzelne Mitglied eines Fußballvereins von ihm auch keine Hilfe und Förderung in diesen Bereichen erwarten oder fordern. Gerade dieses Beispiel zeigt

<sup>1)</sup> Der Autor hat in Heft 8 (Dezember 1963) einen Aufsatz veröffentlicht über „Das Gemeinwohl — Eine Begriffsklärung“. Er gibt folgende Literaturhinweise: — F. A. Utz, Sozialethik, I. Band — Eberhard Welty, „Gemeinschaft und Einzelmensch“ — Johannes Messner, „Das Naturrecht“ — Johannes Messner, „Das Gemeinwohl“ — Joseph Höffner, „Christliche Gesellschaftslehre“.



freilich die Relativität einer derartigen Gegenüberstellung von Eigenwohl und Gemeinwohl, denn in concreto läßt sich eine derartige Scheidung kaum säuberlich durchführen. Man denke nur an die Unterstützung, die bestimmte Fußballvereine ihren aktiven Mitgliedern in der Berufsausbildung, der Wahl des Arbeitsplatzes etc. bieten. Das bedeutet an sich eine Kompetenzüberschreitung, für die lediglich die Tatsache der freien Übereinkunft der Partner als „Mildernder Umstand“ anzusehen ist.

Ein zweiter Beziehungstypus zwischen Eigenwohl und Gemeinwohl ergibt sich, wenn das Eigenwohl als letztes personaethisches Ziel in seiner Beziehung zum Gemeinwohl in eben dieser Zielordnung betrachtet wird. Es geht hier also um das Eigenwohl als letztes Ziel jedes sittlichen Tuns, denn die subjektive Motivierung von Handlungen erfolgt aus der letzten Zielsetzung des Menschen, die eigene, personale Vollendung zu suchen. Wegen dieser Ausrichtung auf das letzte personale Ziel des Menschen kann dieses Eigenwohl nicht vom Gemeinwohl in eben dieser letzten Zielordnung einfach abgehoben und kontradistinguiert, sondern muß in den sozialen Bereich mithineingenommen werden. Und gerade in diesem Bereich werden sich, wie nicht anders zu erwarten, die eigentlichen Schwierigkeiten hinsichtlich des Verhältnisses von Eigenwohl und Gemeinwohl ergeben. Grundsätzlich gibt es hier zwei Möglichkeiten: entweder decken sich Eigenwohl und Gemeinwohl nach Streben und Inhalt oder sie decken sich nicht. Das mag zur Verdeutlichung an zwei Beispielen aufgezeigt werden. (Vgl. Utz, Sozialethik I, S. 142 f.)

1. Nehmen wir den Besitzer eines kleinen Kolonialwarengeschäftes. Der Kaufmann strebt nach größtmöglichem Erfolg seines Geschäftes, von dem die materielle Existenz seiner Familie abhängt. Nun muß er einsehen, daß es wirtschaftlich für ihn unrentabel ist, wenn er sein Geschäft noch weiter führt, weil er aus irgendwelchen Gründen nicht konkurrenzfähig ist. Der Kaufmann wird von seinen Kunden nicht erwarten können, daß sie bei ihm zu einem höheren Preis einkaufen, während sie nebenan in einem anderen Geschäft billiger an die Ware kommen. Er wird sein Geschäft auflösen und seine materielle Existenz auf eine andere Weise des Erwerbs sichern. In dieser Handlungsweise decken sich Eigenwohl und Gemeinwohl. Vom Gemeinwohl des wirtschaftlichen Gesamtinteresses her gesehen, ist es unsinnig, einen Wirtschaftsbetrieb aufrechtzuerhalten, der keinen Ertrag abwirft; und dasselbe gilt für das Eigenwohl des Geschäftsinhabers. Hier wird die soziaethische Forderung, nämlich die vom Gemeinwohl diktierte Auflösung des Betriebes, zur Grundlage der individuellen Entscheidung, daß die Befriedigung des Erwerbsstrebens nicht mehr mit Hilfe des Kolonialwarengeschäftes vorzunehmen sei.

2. Greifen wir für den zweiten Fall auf ein berühmtes Beispiel zurück, das schon Thomas von Aquin in seiner theologischen Summa bringt. Es handelt sich um folgende Situation, die dem mittelalterlichen Gesellschaftsleben entnommen ist: Ein Räuber wird vom Richter zum Tode ver-

urteilt. Der Räuber ist verheiratet und hat kleine Kinder. Wie soll sich nun die Frau des Räubers verhalten? Für den Richter ist der Sachverhalt eindeutig, denn er hat nur das Gemeinwohl zu beachten, und von ihm her ergibt sich eindeutig die Forderung nach einer Verurteilung. Schwieriger ist hingegen die Situation für die Frau. Unter dem Aspekt des Eigenwohls und des Wohls der Familie wird sie gegen die Verurteilung ihres Mannes eingestellt sein, denn sie verliert durch seinen Tod den Ernährer ihrer Familie. Dennoch muß sie auch innerlich dem Urteil zustimmen. Der Grund liegt für Thomas darin, daß das Wohl des ganzen Universums von Gott intendiert wird, dessen Schöpfer und Erhalter er ist, während das Eigenwohl des Menschen, entsprechend seiner Natur immer nur ein partikuläres Gut sein kann, wobei es freilich, wie in diesem Falle, vorkommen kann, daß etwas unter dem Aspekt des Eigenwohls gut erscheint, was aber unter dem Aspekt des Gesamtwohls schlecht ist. Die Güte, der Wert des Eigenwohls richtet sich aber nach dem Wert des Gemeinwohls, und deshalb muß die Frau der Verurteilung ihres Mannes zustimmen.

In beiden Fällen ist also das Eigenwohl als letztes Ziel jeglichen sittlichen Tuns in das Gemeinwohl mit hineingenommen und diesem unterstellt. Voraussetzung bleibt freilich immer, daß es sich hier um die letzte Zielordnung von Gemeinschaft und Einzelmensch handelt, und daß beide in einem Wertverhältnis stehen. Das Gemeinwohl besitzt nicht schon deshalb einen Vorrang, weil es hier um eine größere Quantität geht, also um das Wohl von vielen Menschen, sondern weil es qualitativ wertvoller ist. Auf den konkreten Fall angewandt: die Erhaltung der Friedensordnung in der Gesellschaft und damit verbunden ihr Schutz vor den Übergriffen eines Räubers, steht höher als die berechnete materielle Versorgung eines Einzelnen oder einer Familie. Nur so ließe sich auch die Forderung begründen, daß der Wehrpflichtige zugunsten des Gemeinwohls, in diesem Falle des Schutzes des freiheitlichen Rechtsstaates, für eine bestimmte Zeit auf die Verwirklichung seines Eigenwohls verzichtet, obwohl diese Verwirklichung, etwa hinsichtlich seiner Berufsausbildung und des materiellen Existenzaufbaues, für seine Person unabdinglich ist.

Ein dritter Beziehungstypus zwischen Eigenwohl und Gemeinwohl ergibt sich, wenn das Eigenwohl ausschließlich als Teilfunktion des Gemeinwohls aufgefaßt wird, und zwar in der Weise, daß das Gemeinwohl in der individuellen Vollkommenheit oder im individuellen Wohlergehen aller als aufeinander bezogener Personen besteht. Klassisches Beispiel für diese Beziehung zwischen Eigenwohl und Gemeinwohl wäre etwa die Familie. Das Wohlergehen, das „Familienglück“ verwirklicht sich ausschließlich im Wohlergehen der Familienmitglieder; nun aber nicht jedes Einzelnen für sich, sondern insofern sie aufeinander bezogen sind. Die Familie als Familie ist nicht dann schon glücklich, wenn es etwa dem Vater oder der Mutter gut geht, sondern erst dann, wenn alle Familien-

mitglieder glücklich sind, wobei das Schwergewicht auf den Worten „als aufeinander bezogene“ liegt. Ein Familienglück wäre nämlich auch dann noch nicht gegeben, wenn zwar alle Mitglieder der Familie glücklich sind, aber jeder Einzelne nur für sich selbst, etwa im außerfamiliären Bereich: der Vater in seinem Beruf, die Mutter in einem sozialen Hilfswerk, der Sohn auf dem Fußballplatz, die Tochter im Kreis ihrer Freundinnen. Es mag dann zu Hause durchaus friedlich zugehen, aber dieser Friede wäre das Ergebnis einer nur negativen Übereinstimmung: jeder sucht sein Glück und Wohlergehen außerhalb der Familie.

Damit soll andererseits nicht gesagt werden, daß „Familienglück“ nur dann verwirklicht sei, wenn alle Familienmitglieder ein und dasselbe tun. Funktionen und Aufgaben in der Familie sind verschiedenartig und sollen es auch sein, aber diese Verschiedenheit fügt sich zu einer Beziehungseinheit, weil Aufgaben und Funktionen im Dienste des familiären Wohles stehen und auf die Verwirklichung dieses Wohles ausgerichtet sind. Je stärker die einzelnen Mitglieder von ihrer Aufgabe innerhalb und für die Familie überzeugt sind, desto weniger wird jene Maßnahme, die ironisch als „zwangsweise Familienzusammenführung“ bezeichnet wird, notwendig sein.

Unter diesem Aspekt der Beziehung zwischen Eigenwohl und Gemeinwohl können wir sagen, daß das Gemeinwohl immer dem Eigenwohl vorangeht, weil das Eigenwohl als Teilfunktion des Gemeinwohls mit diesem untrennbar verbunden und gerade in seiner Eigenschaft als Eigenwohl Teil des Gemeinwohls ist. Die Glieder der Gemeinschaft, etwa der Familie, werden aufgefordert, als Teile zunächst das Ganze zu suchen, d. h. ihre Teilfunktion zu erfüllen, wobei dann von selbst das Eigenwohl des einzelnen Gliedes miteingeschlossen ist, weil es hierbei ja um das Wohl aller Teile geht.

Von da her ist es dann auch möglich, jenen bekannten Satz: „Die Gemeinschaft ist um des Menschen, nicht der Mensch um der Gemeinschaft willen da“, näher zu erklären. Er richtet sich zunächst, und so ist er auch gemeint, gegen jegliche Art von Kollektivismus und Totalitarismus. Dann ist aber mit diesem Satz nicht das Eigenwohl als individuelles Wohl gegen das Gemeinwohl abgegrenzt, sondern es handelt sich um das Gemeinwohl als äußeres Gut oder Geschehen gegenüber dem immanenten Gemeinwohl als ein den Gliedern der Gemeinschaft innewohnendes Gut. Wie bereits festgestellt, ist das äußere Gemeinwohl immer auf das innere ausgerichtet und steht zu ihm in einer Dienstfunktion. Nun besteht aber dieses äußere Gemeinwohl oft genug aus Institutionen, durch welche die Gemeinschaft sichtbar wird, z. B. Krankenhäuser, Polizei etc. Und hier gilt dann mit vollem Recht, daß diese Gemeinschaften als Institutionen und daher als Ausdruck des äußeren Gemeinwohls, jenem Gemeinwohl, das den Mitgliedern dieser Gemeinschaft immanent ist, untergeordnet werden müssen. So ist ein Kranker nicht um des Krankenhauses willen da, son-

dern umgekehrt, und die Mitglieder eines Sportvereins stellen ihre körperliche Ertüchtigung, die das immanente Gemeinwohl darstellt, nicht unter die Satzung ihres Vereins, sondern umgekehrt, die Satzung dient der körperlichen Ertüchtigung aller Glieder als Mittel.

Man kann aber den Satz auch so verstehen, daß hier Eigenwohl als Teilfunktion des Gemeinwohls genommen wird. Dann wird damit ausgesagt: das Gemeinwohl ist das Wohl aller Gemeinschaftsglieder, eben jener Menschen, insofern sie als Teile in einem Ganzen stehen; aber wohlgedacht „als aufeinander bezogene“ Menschen, nicht einfach als nur Einzelne, die ohne Beziehung nebeneinander stehen. Nur unter der Voraussetzung dieser gegenseitigen Beziehung, deren Einheit das Gemeinwohl bildet, können die Menschen sagen: Gemeinschaft ist um der Menschen willen da.

## Christ oder Offizier?

Es war<sup>1)</sup> im zweiten Weltkrieg, im Jahre 1943. Ein Oberleutnant aus Wien lag verwundet in einem Reservelazarett, in dem Ordensschwestern die Pflege hatten. Der zuständige Lazarettpfarrer besuchte den Verwundeten oft und unterhielt sich mit ihm, wobei über die schwierigsten Probleme gesprochen wurde.

Eines Tages sagte der Offizier: „Herr Pfarrer, aber nicht, daß Sie meinen, ich sei einer von den Ihrigen. Ich bin Offizier — und wenn das Christentum lehrt ‚Wenn dich jemand auf die rechte Wange schlägt, so halte ihm auch die andere hin‘, so ist doch ganz klar, daß so etwas für mich als Offizier nicht in Frage kommt. Entweder bin ich Christ oder Offizier, und da ich das letztere ganz sein will, kann ich eben nicht mehr Christ sein.“

Der Pfarrer gab sich alle Mühe, den Offizier darauf hinzuweisen, daß man dieses Wort richtig verstehen müsse, daß Christus selber, als er vor dem Hohenpriester stand und der Diener ihn widerrechtlich schlug, diesen zur Rede stellte mit den Worten: „Habe ich unrecht geredet, so beweise es mir; habe ich aber recht geredet, was schlägst du mich?“ Auch Paulus ließ sich, wenn es darauf ankam, für Christus geißeln, freilich berief er sich bei Gelegenheit auch auf sein römisches Bürgerrecht, nach dem diese Geißelung unrecht war, wenn er auf diese Art und Weise der Sache Christi Nutzen bringen konnte. Es müßten also die Heilandsworte aus der Bergpredigt so verstanden werden, daß der Christ unter Umständen des Friedens halber bereit sein müßte, auch unrecht zu leiden; ewig Unrecht mit Unrecht zu vergelten, müsse notwendigerweise zu Blutrache und zu ewigem Krieg führen.

Ein ganzer Offizier kann kein Christ sein. Das war so die Meinung im Dritten Reich, vielleicht ist sie es heute auch noch. Aber damit ist nicht gesagt, daß das auch richtig ist. Im Gegenteil: Christsein und Offiziersein fordern beide eine tapfere Gesinnung, sind damit innerlich miteinander verwandt.

Wenn wir das Lukas-Evangelium aufschlagen und darin lesen, wie Johannes der Täufer auftrat, Aufsehen erregte, alle möglichen Menschen zu ihm kamen, auch Soldaten ihn fragten: „Was sollen wir tun, um ins Himmelreich zu kommen?“, so antwortete er ihnen: „Verübt gegen niemand Gewalt und Betrug, und seid zufrieden mit eurem Sold!“ Von dem

<sup>1)</sup> Der Verfasser dieses Beitrages, der heute in Koblenz im Ruhestand lebende Prälat N. Gladel, war Kriegsfreiwilliger und Angehöriger der Studentenkompagnie „Langemarck“.

Hauptmann von Kapharnaum, der von Jesus die Heilung seines Knechtes erbat, spricht der Herr das Wort: „So großen Glauben habe ich selbst in Israel noch nicht gefunden.“ — Und der erste Heide, den Petrus in die Kirche aufnahm, war der römische Hauptmann Cornelius, der bei der italischen Truppe in Cäsarea diente.

Wenn der Herr das Wort gesprochen hat: „Wer sein Leben gewinnen will, wird es verlieren, aber wer sein Leben um meinetwillen verliert, wird es gewinnen“, hat er damit wahrhaftig an die Tapferkeit im Menschen appelliert. Paulus macht seine Korinther darauf aufmerksam, daß die Sportsleute in der Rennbahn in ihrem Training alles einsetzen, um den Siegespreis zu gewinnen, und er zieht daraus die Folgerung, daß der Christ wahrhaftig doch auch alles einsetzen muß, wenn er die Herrlichkeit des Himmels gewinnen will. In seinem Brief an die Epheser ruft er die Christen auf: „Seid stark im Herrn! Legt die Waffenrüstung Gottes an, damit ihr den Ränken des Teufels widerstehen könnt! Stehet fest! Eure Lenden umgürtet mit der Wahrheit, angetan mit dem Panzer der Gerechtigkeit! Ergreift den Helm des Heiles und das Schwert des Geistes, das Wort Gottes!“

Hier ist an eine Tapferkeit gedacht, die sich im Alltag bewähren muß, wenn der Mensch für seine sittlichen Grundsätze zum Opfer bereit ist und auch lieber den Spott seiner Mitmenschen hinnimmt, sich allenfalls lieber Feigling nennen läßt, als daß er etwas täte, was seinem Gewissen widerspräche. Ganze Christen und ganze Soldaten waren Tilly, der Feldherr des Dreißigjährigen Krieges, Prinz Eugen, der Held des deutschen Volkes um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts, waren Ziethen oder Generalfeldmarschall von Moltke. Solche Männer waren auch der Freiherr von Speck, der im zweiten Weltkrieg bei dem Vormarsch in Frankreich an der Spitze seiner Division beim Aisne-Übergang gefallen ist, ein General, der bei jedem Feldgottesdienst zur heiligen Kommunion ging. Solche Männer waren auch die großen Flieger Freiherr von Maureau und sein Schüler Hauptmann Moelders.



## Wie kannst Du als Christ Soldat sein?

Nachstehend veröffentlichen wir auszugsweise einige Gedanken, die Generalmajor Wilhelm Hess, Befehlshaber im Wehrbereich VI, anlässlich der Einführung des katholischen Standortpfarrers in Lagerlechfeld am 24. Januar 1964 und in Sarnberg-Feldafing am 20. Januar 1964 gehalten hat. Die Ansprachen waren in erster Linie an die Seelsorger in der Bundeswehr gerichtet. Doch gelten sie im weiteren Sinne auch für alle jene, die für das Seelenheil der Soldaten mitverantwortlich sind, vor allem für die Offiziere.

Der Name „Lechfeld“ muß eigentlich genügen, um alle guten Wünsche zu beschwören, die man dem berufenen Seelsorger einer hier stationierten Truppe auch seitens der militärischen Führung zusinnt. Denn der Geist und die Glaubenskraft des Heiligen Ulrich standen sichtbar hinter der Schwertführung des Kaisers Otto. Fünfhundert Jahre vorher schon hatte der Sieg des Aëtius auf den Katalaunischen Feldern den Hunnensturm aus dem Osten besiegt. Lechfeld 955 war der erneute Abwehrsieg, gewonnen für das Abendland und vor knapp einem Jahrzehnt in der Jahrtausendfeier dieses Ereignisses gedeutet als hochaktuell für die Gegenwart. Lassen wir der Geschichte diese Deutung und Bedeutung.

Sehen wir das heutige Lechfeld, sachlich und nüchtern, in seinen Soldaten, Institutionen und Intensionen der Gegenwart: Eine Riesengarnison modernster Energien und Potentiale; ein geschliffenes Kollektiv der Sicherheit in seiner avantgardistischen Form; ein Modell der Versuchung der Menschen durch die Technik; die scheinbar brüderlich vereinigten Elemente des Luftangriffs und der Luftabwehr, beide bis zur Hilflosigkeit ausgeliefert an den Elektroniker. Hier lebt primär eine fast absolute Gemeinschaft von Männern, zweckgebunden an ihr Wehrmotiv. Ob ihnen ein solches klar ist, mag dahinstehen. Aber es scheint richtig zu sein anzunehmen, daß sie ihre Handlungsweisen und ihren Charakter vom Ziel dieser Lechfeld-Existenz ableiten — von der äußeren und inneren Bereitschaft, dem einzelnen und dem geschlossenen Vermögen einer Einsatzkunst und einer Einsatzverantwortung, von dem Bewußtsein, mit dem Alarmstart in arg kurzer Zeit in den eigenen Tod zu fliegen oder zehntausendfachen Tod anderen zu bringen. Ist das für denkende Menschen ein Beruf wie jeder andere?

Der kanadische Generalstabsoberst G.M.C. Sprung schreibt in einem Aufsatz „Der Soldat in unserer Zeit“ u. a.: „Sitten und Gesetze einer Armee können nur dann mit Sympathie verstanden werden, wenn man sie vom Blickwinkel der Situation aus betrachtet, mit der fertig zu werden sie eronnen wurden, ebenso wie die vom Soldaten erwarteten Eigenschaften als Gegengewicht gegen die zersetzenden Kräfte benötigt wer-

den, denen der Mensch, einzeln oder in Gruppen, im Gefecht ausgesetzt ist. Dies ist somit das Grundproblem des Militärs."

Hier wird die ganze Schwere der Soldatenseelsorge unserer Zeit sofort deutlich — dieser Priester ist Arzt und Berater des Gewissens höchst exponierter Leute. Das Gewissen ist der Sinn des geistigen Gespürs, bei vielen nur als Ahnung oder Unbehagen vorhanden, bei anderen wach oder in Zweifel gesetzt. Aber alle merken, daß man mit den materiellen Fortschritthilfen unserer säkularisierten Welt zu keiner Ruhe in seinem Inneren kommt. Es bedarf der Erkenntnis jener alles durchdringenden Ordnungsidee, die uns erst die transzendente Zweckbestimmung des Menschen zum Dienste an seinem Schöpfer verdeutlichen kann. Ohne das religiöse Glaubensfundament, das uns die Witterung für Art und Umfang unserer Existenzbedrohung durch die radikal persönlichkeitsfeindliche Ideologie des Totalitären ermöglicht, findet der Soldat von heute in seiner Lauerstellung und Wehrbereitschaft nicht nur nicht den Sinn des Einsatzes, den man von ihm letztlich verlangt, er wird eher sogar der Versuchung erliegen, Fluchtwege und Illusionen für akzeptabel zu halten wie: „Lieber rot als tot."

Und nicht nur dies. In der Zeitschrift des Bundeswehrverbandes vom Dezember 1963 schildert Korvetten-Kapitän Borchert den häufigen Zuruf „Wie können Sie nur als Christ Soldat sein?" Machen Sie also unseren Kameraden jeden Alters und Ranges klar, was dem Miles Christianus vom Hauptmann Cornelius aus Kapharnaum bis heute als Wertordnung gesetzt ist. Denn aus dem Antikomplex gegen den Bolschewismus allein läßt sich kein Wertbewußtsein und keine Hingabe und noch nicht einmal das gelassene Ertragen von Verzicht oder sonstigen Lebensmühen gestalten.

Primär ist die Sorge des Militärseelsorgers stets gerichtet auf seine ihm aufgetragene Arbeit im Weinberg des Herrn

- an den ihm anvertrauten Seelen in dem großen Kollektiv der Soldaten und
- für diese seine Soldaten und deren Angehörige gegenüber ihrer Umwelt, der Öffentlichkeit.

Er kann sich dabei stützen auf das bemerkenswerte Wort, das Papst Pius XII. an Weihnachten 1956 gesprochen hat: „Die gerechte Wertung des Soldaten und des Soldatentums müssen wir durch unser Wort überall verbreiten. Wir müssen den jungen Wehrpflichtigen in geduldigen und verständnisvollen Gesprächen klarmachen, daß das Opfer, das von ihnen verlangt wird, für unser Leben und unsere Freiheit notwendig ist." (Zitiert nach der österreichischen Zeitung „Der Soldat" vom 8. März 1959).

Damit schon hilft der Militärpfarrer auch der Gesamtheit des Soldatenstandes. Gegen die Anfechtungen und Versuchungen von Macht, Waffen und Befehlsgewalt wird dem Militär seit Jahrhunderten ein Codex von

Soldatentugenden und Soldatenpflichten vor Augen gehalten, so auch im heutigen Soldatengesetz der Bundeswehr. Sittliche Forderungen aber verfangen nur, wenn ein sittlicher, ein religiöser Fundus diese Männer zur Aufnahme der Mahnungen befähigt. So stellte der am Jahresende von uns gegangene Generalinspekteur, General Friedrich Foertsch, einmal fest: „Religiöse Bindungen müssen wir fordern. Sie tragen entscheidend das sittliche Fundament unserer westlichen Welt und ihre Soldaten. Ohne das persönliche Bekenntnis zu diesem Fundament werden wir vielleicht unsere Soldaten nicht von den Werten überzeugen können, die es zu verteidigen gilt. Die soldatische Ordnung muß bei aller Eigengesetzlichkeit Abbild der Lebensordnung unserer freien Welt sein.“ (Aus der Ansprache auf der Kommandeurtagung am 8. Juni 1961 in Stuttgart.)

Ist das nur ein Verlangen aus der Mentalität der oberen Führung, weil sie gehorsame Soldaten für einen wirksamen Kriegsapparat braucht? Ist das Verlangen nach der religiösen Bindung an den Schöpfer nicht auch zutiefst eine Lebensweisheit? „Wer ist ein Mann? Wer beten kann!“ sagt Ernst Moritz Arndt. Und einer der gründlichsten Beobachter und Denker unserer Zeit, Ernst Jünger, sieht es in seinem Kriegstagebuch „Strahlungen“ so: „Was kann man dem Menschen und vor allem dem einfachen Menschen empfehlen, um ihn der Normung zu entziehen? Nur das Gebet. Hier ist auch für den Geringsten der Punkt gegeben, an dem er nicht zu Teilen des Getriebes, sondern zum Ganzen in Berührung tritt. Von dort strömt unerhörter Gewinn, auch Souveränität. In Lagen, denen gegenüber die Klügsten versagen und die Mutigsten nach einem Ausweg sinnen, sieht man zuweilen einen mit Ruhe das Rechte raten, das Gute tun. Man kann sich darauf verlassen, daß das ein Mensch ist, der betet. Darum kann man nur jedem raten, sich diese Stärkung zu verschaffen, in welchem Stande er auch sei.“

## Beruf und Fröhlichkeit

Vor<sup>1)</sup> bald einem Halbjahrhundert hatten wir einen statistisch verkleideten Professorenstreit, ob das flache Land der Bauernsöhne, ob die industrialisierten Städte die mehreren, die besseren Soldaten liefern. Die Fragestellung ist heute vorbei, wenigstens, soweit ich sehe, für die Professoren. Denn das technische Interesse und Geschick ist in dieser Jugend auch auf den Einödhof gewandert. Und die Fragen mit den gesundheitlichen Voraussetzungen stellen sich ganz anders dar, als die romantische Betrachtung des Landvolkes sie sich ausmalt. Die Fragestellung, daß der Bauer in den wesentlichen Funktionen seines Arbeitslebens einsam ist, aber alles Militär Gruppenarbeit darstellt, diese Dinge treten ins Bewußtsein. Für Sie, die kommenden Ausbilder, darf aber nun der Rat gelten: Fast jede Waffengattung hat aus der technischen Perfektion, die das Heute morgen nicht mehr gelten lassen will, den Zwang zur Spezialisierung geschaffen — werden Sie keine Bloß-Spezialisten!

Auch hier erlauben Sie mir ein Wort der persönlichen Erinnerung. Der mir nahe befreundete langjährige Reichswehrminister Otto Geßler hatte vor seinem Ausscheiden aus dem Amt den General Walther Reinhardt beauftragt, qualifizierte jüngere Offiziere, Hauptleute und Majore, um sich zu sammeln zu ein- bis zweijährigen Kursen. Ein Generalstab im eigentlichen Sinn war ja durch den Versailler Vertrag nicht zugestanden worden. Reinhardt, ein Landsmann von mir, ein schwäbischer Oberst, war in den Revolutionsmonaten des Spätjahres 1918 preußischer Kriegsminister geworden, nicht, weil er ein „Revolutionär“ gewesen wäre, sondern weil einer da sein mußte, der mit sein Leben und seinen „Ruf“ einsetzte, der Verstand und Mut besaß. Reinhardt kam nun, Sie wollen das nicht als renommistisch ansehen, mit seinen etwa zwanzig Herren regelmäßig in meine, auch in andere Vorlesungen an der „Deutschen Hochschule für Politik“. Es hat für mich in der Erinnerung etwas Anekdotisch-Reizvolles, daß ich vom Katheder aus über die Rolle Reinhardts in diesem Jahr geschichtlich vortrug und er brav in den hinteren Bänken saß und zuhörte und bei der gemeinsamen Heimfahrt nur dann sagte, wie es da oder dort vielleicht doch ein bißchen anders gewesen war. Er hat mich dann, wohl auch andere Herren aus unserem Kreis, in diese Gruppe hervorragender jüngerer Offiziere zu geschichtlichen Sondervorlesungen eingeladen, staatsrechtliche, parlamentstechnische, die ich sehr gerne gehalten habe.

1) Der nachfolgende Beitrag ist ein Auszug aus der Ansprache, die der damalige Bundespräsident Theodor Heuss zum Thema „Soldatenum in unserer Zeit“ vor 800 Leutnants und Fähnrichen in der „Führungsakademie der Bundeswehr“ zu Hamburg-Blankenese am 12. März 1959 gehalten hat.

Aber ich erzähle diese Geschichte aus einem anderen sonderlichen Grund. Als ich an einem heiter geselligen Beisammensein der Herren teilnahm — warum man derlei Einladungen von Offizieren „Liebesmahl“ nennt, habe ich heute noch nicht begriffen, ich wäre dankbar, wenn mir das jemand mal erzählt —, hielt ein Major, der sicher, wie wohl die meisten der Herren in dieser Gruppe, später General wurde — von einigen weiß ich es — einen knappen kritischen Vortrag über — was denn? — über die für die deutschen Truppen so opfervollen Schlachten im Januar 1871 an der Loire und bei Orleans. Konnte das eigentlich jemand im Jahr 1929 interessieren? Ich spürte, um was es Reinhardt ging: ein Hirn zu schulen, einen geschichtlichen Vorgang in seinen geschichtlichen Bedingtheit zu begreifen und in seiner Logik rational darzustellen.

Das war Pädagogik großen Stiles, gewiß im militärischen Raum, der war aber nun eben nur die Gegebenheit. Das Wort, das ich als Folgerung aus dieser für mich eindrucksvoll gebliebenen, sachlich sicher ganz gleichgültigen Anekdote ziehe, gilt Ihnen wie der wohlwollenden Einsicht der anwesenden Generalität: Erhöhen Sie und bereichern Sie Ihren Beruf durch die innere Bindung an geschichtliches Wissen und doch auch an die tiefe geistige Problematik dieser unserer Zeit, um der Erbschaft einer Elite Ihres Berufes — ich nenne nur den Zertrümmerer der friderizianischen Tradition, den niedersächsischen Bauernbuben Scharnhorst — gerecht zu werden. In dem beruflichen Sonderkönnen gefestigt, werden Sie damit etwas ganz anderes sichern, nämlich, Mensch zu sein, Mensch in den blühenden Möglichkeiten, die dem einzelnen gegeben sind und die der Erzieher im anderen entdecken, pflegen, entwickeln kann.

Zum Schluß darf ich Ihnen ein Märchen erzählen. In meiner kleinstädtischen Kindheit hatten die bescheidenen Textilläden ihre große Zeit, wenn die Rekruten „gemustert“ worden sind. Denn die kauften sich vorher bunte Seidenbänder, die sie von ihren Hüten wehen ließen. Sie wollten in die damals oft recht düsteren Häuserkomplexe, Kasernen genannt, ein Stück Fröhlichkeit mit hereinbringen. Dem Vernehmen nach hat bei manchem Herr Feldwebel Himmelstoß derlei Fröhlichkeit vertrieben. Heute sind die Dinge anders. Die jungen Leute kommen zu Ihnen, ohne Bänder, manche kritisch, manche guten Willens. Ich höre zu meiner Freude: die meisten guten Willens.

Es liegt mit an Ihnen, daß sie in der herben Schule, in die sie treten, etwas von jener *Fröhlichkeit* finden, wie sie nach vorgestellter Meinung ehemals gewesen ist. Ganz gewiß nicht in dem Stil der sogenannten „Militärhumoresken“, die meine Jugend literarisch verpestet haben, aber in der Art, daß Laune, Frische, Selbstbehauptung zwischen der technischen Strenge des Dienstes und der Disziplin ihr urtümliches Eigenrecht behalten. Ich weiß: eine Kaserne ist kein Vergnügungspavillon, aber auch kein Institut, freies Menschentum zu beugen, gar zu brechen, und heiteres Lachen ist kein Dienstvergehen.

# FÜRS BÜCHERREGAL

Georg Stadtmüller: **Geschichtliche Ostkunde.** Band I: Bis zum Ausgang des 19. Jahrhunderts. Zweite erweiterte Auflage, Bogen-Verlag München und Stuttgart 1963, 160 Seiten, DM 10,80 — Band II: Das 20. Jahrhundert. Zweite erweiterte Auflage, Bogen-Verlag München und Stuttgart 1963, 264 Seiten, DM 16,80.

Der Verfasser der vor einigen Jahren im Münchner Verlag R. Oldenbourg erschienenen „Geschichte Südosteuropas“ und Mitarbeiter der vom Bundesverteidigungsministerium herausgegebenen „Schicksalsfragen“ legt mit diesen beiden Bänden eine „Geschichtliche Ostkunde“ vor, eine Geschichte also des Gesamttraums, auf dem die Länder zwischen Finnland und dem Schwarzen Meer sowie das europäische Rußland liegen. Als Benutzer dieser „geschichtlich wohlbegründeten Gegenwartskunde“ denkt sich der Autor vor allem Studenten und Lehrer an höheren Schulen. Guten Gewissens kann man in diesen Personenkreis auch die jungen Offiziere und alle, die in der Bundeswehr gesicherte geschichtliche Tatsachen im Unterricht zu vermitteln haben, einbeziehen. Beide Bände sind bereits in zweiter Auflage erschienen. Das beweist, daß die Absicht des Werkes, junge Geschichtsbeflissene in einen wichtigen Zusammenhang einzuführen und Lehrern gesichertes Material in die Hand zu geben, geglückt ist.

Für die Lehrer an den Bundesweherschulen und für alle, die Soldaten „Informationen“ zu geben haben (das sind praktisch alle Offiziere) ist die

Darstellung besonders deswegen wichtig, weil sie mit dem Ostaspekt der deutschen Geschichte zusammenfällt. Mit der abendländischen Ostbewegung im Mittelalter beispielsweise, mit der Geschichte Österreichs, Böhmens, Sachsens und Preußens, mit der Ausbreitung des Bolschewismus, dem zweiten Weltkrieg und der Sowjetisierung Ostmitteleuropas ragt diese Ostkunde beherrschend in die deutsche Geschichte hinein, damit gleichzeitig auch erhärtend, daß es eine isolierte deutsche Nationalgeschichte nicht mehr geben kann: weder in „brandenburgisch-preußisch-kleindeutscher“, noch in „großdeutscher“ Manier. Wirkliche Europa-Geschichte ist immer auch deutsche Geschichte, und wirkliche deutsche Geschichte wird zwangsläufig zu Europa-Geschichte.

Die Methode des Werkes ist gerade wegen ihrer „Trockenheit“ interessant. Sie besteht einfach darin, daß jeder Satz — oder zumindest jeder Absatz — einen Tatbestand enthält. Die miteinander in Beziehung gesetzten Tatbestände „sprechen aus sich“, so daß Urteile unnötig und Vorurteile vermieden werden. Das ist deswegen so wohltuend, weil in einem Großteil der zeitgeschichtlichen „Bewältigungsliteratur“ die „Verurteilung“ vor den Tatsachen festliegen und diese pressen oder bei Bedarf gar verschweigen. Neben dem deutschen Unmaß wird auch auf die übrigen Wurzeln der europäischen Misere hingewiesen, auf Unrecht und Kurzsichtigkeit in Versailles (1919) oder in Potsdam (1945), oder auch auf die Tatsache, daß der



Einmarsch der deutschen Truppen 1938 „von der überwältigenden Mehrheit der österreichischen Bevölkerung mit großem Jubel begrüßt“ wurde, nachdem kurz zuvor selbst Schuschnigg zu einer Volksabstimmung für ein „freies und deutsches“ Österreich aufgerufen hatte.

Der Verfasser bürgt dafür, daß Feststellungen dieser Art unverdächtig bleiben. Sie kommen aus einem Ethos der Geschichtsschreibung, das alle erreichbaren Tatsachen sprechen lassen will, auch die unbequemen. Nach einer alten Erfahrung werden unterdrückte Wahrheiten giftig. Die Giftigkeit beschwört dann gerade das herauf, was die Unterdrückung verhindern wollte — ganz abgesehen davon, daß diese wenig Vertrauen zum Grundrecht der Ideenfreizügigkeit bezeugt. Georg Stadtmüller hat der Zeitgeschichte den Dienst erwiesen, daß er sie der „Mode“ entzieht und sie am Maß aller wirklichen Geschichte orientiert, die nach Tacitus „sine ira et studio“ zu betreiben ist.

Helmut Ibach

Heinz Karst: **Das Bild des Soldaten** — Versuch eines Umrisses. Harald Boldt Verlag, Boppard am Rhein 1964. 372 S. 16,— DM.

Als Konsequenz, welche die Erziehungsarbeit einer modernen Armee aus Jean Lartégus Offiziersroman „Die Zenturionen“ und „Die Prätorianer“ (besprochen in „Königsteiner Offizierbriefe“ Nr. 4, S. 19, und Nr. 5, S. 32), zu ziehen hat, ergibt sich die Aufgabe, die Soldaten der Gegenwart, besonders aber qualifizierte Truppen wie die „Paras“, in Staatszucht zu halten. Eben dies hat sich Oberst Karst

seit Jahren als Aufgabe gestellt. Bereits 1955 erwies ihn eine Broschüre „Vom künftigen deutschen Offizier“, mit Vorworten Konrad Adenauers und des damaligen Verteidigungsministers Theodor Blank versehen, neben dem Grafen Baudissin als einen der wichtigsten Initiatoren der „Inneren Führung“. Seither hat er sich in Wort und Schrift als Lehrgruppenkommandeur der Schule für Innere Führung, als Bataillons- und Brigadekommandeur und Referent für Erziehungs- und Bildungsfragen im Verteidigungsministerium von der Sache und von der Praxis her zu so wichtigen Fragen geäußert wie: „Wehrmotive im Atomzeitalter“, „Der Offizier von heute“, „Vom Beruf des Unteroffiziers“, „Autorität und Amtsgewalt“.

Diese bisher nur verstreut zugänglichen Versuche wurden jetzt zu einem Buch geformt. Wenn dieser Band, obgleich nicht auf „Nagold“ hin geschrieben, dennoch Antwort gibt auf viele Fragen, die sich in diesem Zusammenhang stellen, so darf man gerade darin einen Gültigkeitsbeweis sehen, der sich wahrscheinlich auch in einer ganzen Reihe anderer Fragen noch bewähren wird, die auf die Bundeswehr zukommen.

Wenn das Programm der Inneren Führung bisher nur eine ihrer Seiten beherrschend ins Bewußtsein stellte, die „veränderten Verhältnisse“ und den „Staatsbürger in Uniform“ (also den Einbau des Soldaten in den demokratischen Staat), so tritt mit dem Karstschen Buch eine andere Seite unübersehbar hinzu: der „Ernstfall“, auf den sich der Soldat vorzubereiten hat. So wird Karsts Buch zum notwendigen Nachvollzug einer bisher unzureichend geführten Diskussion zwischen zwei ursprünglichen Ergänzungspositionen. Wäre sie früher zum Ab-

schluß gekommen, so wäre nicht nur die Innere Führung verständlicher und wirksamer geworden, es wäre der Bundeswehr auch manche folgenschwere Unklarheit erspart geblieben.

Das Buch wird mit seiner Truppenerfahrung nicht nur Beruhigung in den Truppenalltag bringen, wo es um die Umsetzung der Grundsätze der Inneren Führung in Wirklichkeit geht. Es wird auch für die Öffentlichkeit wertvoll sein, weil es sich mit dem Gesamtgebiet der Inneren Führung befaßt. Für alle ist es die erste ausgereifte Be-

mühung um das innere Bundeswehrgefüge, die kompromißlos die Folgerungen aus den Erfahrungen seit 1956 zieht. Wenn Ernst Jüngers unterkühlte Analyse recht hat, daß der technische Krieg „zu einem Höchstmaß an Aktion bei einem Mindestmaß an Warum und Wofür“ hinstrebt, so ist es Karsts Hauptverdienst, daß er Licht wirft auf die zentrale Bedeutung wertgebender „Wehrmotive“. Indem er die „Härte“ der „Prätorianer“ unter die Zucht ruft, ermöglicht er wieder „Soldaten“.

*Helmut Ibach*

# IM SPIEGEL DER PRESSE

## Woher soll katholischer Offiziersnachwuchs kommen?

Die Zahl der Abiturienten bezeichnet das geistige Potential eines Volkes, und von dem geistigen Potential sind in der modernen Welt die Konkurrenzfähigkeit der Wirtschaft, die Höhe des Sozialprodukts und die politische Stellung abhängig. Die Gewichtsverhältnisse in Europa werden für den Rest des zwanzigsten Jahrhunderts dadurch bestimmt sein, daß Frankreich trotz kleinerer Bevölkerungszahl während einer noch nicht abzusehenden Reihe von Jahren fast dreimal soviel Abiturienten ausbilden wird wie die Bundesrepublik . . .

(Im Bereich der höheren Bildung) stößt der internationale Vergleich wegen der Verschiedenheit der Schulsysteme auf Schwierigkeiten. Wir greifen deshalb aus einer von der OECD veröffentlichten Übersicht über die Planung der ihr angeschlossenen Länder nur die Staaten heraus, deren Hochschulreife-Niveau dem der Bundesrepublik etwa entspricht. In diesen Ländern wird im Jahr 1970 der Anteil der Abiturienten am entsprechenden Altersjahrgang die folgenden Prozentzahlen erreichen:

Land	typisches Alter	1970
Norwegen	19	22 Pzt.
Schweden	20	22 Pzt.
Frankreich	19	19 Pzt.
Österreich	18,5	14 Pzt.
Italien	18,5	12,5 Pzt.
Dänemark	18,5	11,5 Pzt.
Niederlande	19	9 Pzt.
Bundesrepublik	20	6,8 Pzt.

. . . Einer der wichtigsten Maßstäbe für die Verteilung der Sozialchancen in der Bundesrepublik ist die Streuung der Schulabgänger mit Mittlerer Reife, denn der soziale Status einer breiten Gruppe von Berufen ist dadurch geradezu definiert, daß sie die Mittlere Reife voraussetzen. Die folgende Statistik gibt die Zahlen des Jahres 1960. In diesem Jahre erreichten die Mittlere Reife in

Schleswig-Holstein	24 Pzt.
Berlin	23 Pzt.
Bremen	22 Pzt.
Hamburg	20 Pzt.
Hessen	17 Pzt.
Niedersachsen	16 Pzt.
Bayern	12 Pzt.
Nordrhein-Westfalen	11,5 Pzt.
Baden-Württemberg	10,5 Pzt.
Rheinland-Pfalz	7 Pzt.
im Saarland	5 Pzt.
der Schüler	

### Internationale Vergleichszahlen:

Norwegen	35,7 Pzt.
Niederlande	32,8 Pzt.
Schweden	32,8 Pzt.
Belgien	31,5 Pzt.
Frankreich	30,8 Pzt.
der Schüler	

. . . Nur wenn an den Volksschulen Fremdsprachen erlernt werden können, sind die Volksschüler sozial nicht mehr deklassiert, nur dann steht ihnen die Möglichkeit offen, den Anschluß an einen höheren Bildungsgang zu finden. In den verschiedenen Bundesländern verteilt sich der Anteil der Volksschüler mit Fremdsprachenunterricht wie folgt:

Westberlin	73,6 Pzt.
Schleswig-Holstein	46,9 Pzt.
Bremen	44,1 Pzt.
Hamburg	37,6 Pzt.
Hessen	28,1 Pzt.
Saarland	15,3 Pzt.
Niedersachsen	14,3 Pzt.
Baden-Württemberg	9,1 Pzt.
Bayern	6 Pzt.
Nordrhein-Westfalen	3,4 Pzt.
Rheinland-Pfalz	1,7 Pzt.

der Schüler

Die Ungerechtigkeit, die uns in diesen Zahlen begegnet, betrifft nicht nur die einzelnen, sie betrifft ganze Bevölkerungsgruppen. Die Zahlen aus Bayern, Nordrhein-Westfalen und Rheinland-Pfalz machen es verständlich, daß im Jahr 1960/61 nur 34,4 Prozent aller Studenten Katholiken waren. . . .

Bloße Statistiken reichen aber nicht aus, um sich von der Vernachlässigung der ländlichen Schulen ein Bild zu machen. In jenen Bundesländern, die in der Statistik am untern Ende rangieren, ist auf dem Lande die ein-klassige oder zweiklassige Volksschule die Regel. . . .

Das westdeutsche Wunschbild spiegelt sich sehr gut in einer gemeinsamen Erklärung der Bürgermeister des Landkreises Hochschwarzwald: Die dörfliche Einheit von Kirche, Rathaus und Schule müsse erhalten bleiben; zu den Arbeitspendlern dürften nicht noch die „Kulturpendler“ kommen. Das führt dann dazu, daß zum Beispiel im Kreis Konstanz eine Schule (Blumenfeld) mit neun Kindern, eine andere (Talheim) mit zehn Kindern besteht. . . . Wie es entsprechend in den Städten aussieht, mag eine Stichprobe illustrieren: In Ludwigshafen sitzen in der ersten Klasse der Albert-Schweitzer-Schule 71,

der Wittelsbacher Schule 63, der Westend-Schule 63 und der Volksschule an der Blies 62 Schüler. . . .

Das Schulsystem in einigen Bundesländern ist von der offiziellen katholischen Kulturpolitik bestimmt, der sich in einem Teil der Landeskirchen die evangelische Kirche angeschlossen hat. Die katholische Kirche hat sich im letzten Jahrzehnt mit Entschiedenheit gegen des Ausbau jener Dörfergemeinschafts- oder Mittelpunktsschulen gewandt, die sich in Niedersachsen und Hessen so gut bewähren. Anzeichen einer Revision der bisherigen Linie wirken sich naturgemäß nur langsam aus. Deshalb sind es die Länder mit katholischer Mehrheit, die in den oben genannten Statistiken an der untersten Stelle rangieren.

Man sollte über das Problem der Konfessionsschule nur sprechen, wenn man die religiöse Überzeugung, die hinter den katholischen Vorstellungen einer ganzheitlichen, vom religiösen Geiste getragenen Erziehung steht, ernst nimmt. Toleranz ist mehr als nur formale Duldung. Sie fordert Verständnis und Respekt. Aber gerade wenn die Konfessionsschule eine Gewissenssache ist, werden die Anhänger dieser Form der Erziehung ihr Gewissen zu prüfen haben, ob die soziale Benachteiligung der ländlichen Bevölkerung, die zwangsläufig mit dem heutigen Schulsystem verbunden ist, sich mit der Lehre der Sozialenzykliken verträgt.

Die evangelischen Christen jedenfalls können es nicht für wünschenswert halten, daß auf die Dauer der Anteil der katholischen Bevölkerung an den Berufen, die eine höhere Bildung erfordern, so niedrig bleibt, wie er gegenwärtig ist.

(Christ und Welt, 31. 1. 1964)

# BRIEFE VON DRAUSSEN

## Regeln für das Gespräch

HAMBURG, März 1964

Als Laie hat man die Möglichkeit, an Menschen heranzukommen, die ihr Leben lang Geistliche nur aus der Ferne, allenfalls im Kino sehen. Wir sollten die Möglichkeiten des Laienapostolates, die sich uns hier bieten, noch mehr bewußt nutzen. Ich meine das „religiöse Gespräch“.

Aus meinen Erfahrungen heraus habe ich ein paar Regeln dafür zusammengestellt:

1. Um ein religiöses Gespräch führen zu können, muß man zunächst einmal in seiner eigenen geistigen Heimat sattefest sein. Der Katechismus allein genügt zwar nicht, ist aber als Grundlage unentbehrlich. Darüber hinaus gibt es gute, allgemeinverständliche Darstellungen katholischen Glaubens, die man gegebenenfalls auch Fragen den empfehlen oder borgen kann. Folgende beiden Schriften möchte ich hier empfehlen:

a) Stiefvater: „Schlag auf Schlag“, Badenia-Verlag, Karlsruhe i. B. (Kurzgefaßte schlagkräftige Argumente gegen „alle Kamellen“ der Vulgärpolemik gegen die Kirche);

b) „Glaubensinformation“, Frankfurt/Main, Unterweg 10, (Einzelhefte mit ungemein klarer und verständlicher Darstellung der Kirche und ihrer Lehre).

2. Man soll das religiöse Gespräch nicht an den Haaren herbeiziehen. Es

bieten sich aber viele Gelegenheiten, teils von selbst, teils in der Unterhaltung unaufdringlich angesteuert, daß man die Gelegenheit nur frisch beim Schopf zu fassen braucht. Wenn der Gesprächspartner derartige Themen bewußt vermeiden will, was sehr selten ist, dann wird man das schon merken. — Ich meine nicht nur „Kasinosgespräche“ sondern auch das Gespräch mit meinem Fahrer beispielsweise. Ohne daß man ihn während der Fahrt abzulenken braucht, ergeben sich dazu oft Gelegenheiten, wenn man etwa einmal gemeinsam längere Zeit warten muß. Über Fragen nach Heimat und Familie ergeben sich meist Ansatzpunkte. Ein Vorgesetzter, der auch als Mensch und als Soldat überzeugt, wird in einem furchtlosen, natürlichen, unpathetischen Bekenntnis auf Untergebene immer positiv wirken. Gerade für solche Gespräche, die sich naturgemäß auf einer anderen Ebene bewegen werden als die „Kasinosgespräche“ empfehle ich „Schlag auf Schlag“!

3. Man führe solche Gespräche so unbefangen und natürlich wie möglich und hüte sich vor Pathos, das schnell abstößt.

4. Man vermeide kirchliche Fachausdrücke, die dem Gegenüber nicht geläufig sind. Zumindest sollte man sie kurz kommentieren.

5. Man vermeide alles, was nach „Intoleranz“ riecht. Katholisch und intolerant sind für viele Menschen ohnehin das Gleiche. Dem sollte man keine neue Nahrung geben. Bei Meinungsverschiedenheiten versuche man so gut

wie möglich die Begriffe zu klären. Oft wird man sich zum beiderseitigen Verwundern über eine andere Terminologie leicht einigen oder zumindest näher kommen können.

6. Man lasse sich nicht immer in die Defensive drängen. Sehr oft entsteht bei solchen Gesprächen das Bild einer Gerichtsverhandlung auf der ein verschämter, verlegener Katholik einer heftigen protestierenden Anklage gegenüber seine Position mit matten Argumenten zu verteidigen versucht. Alle diese Gespräche sollten aus christlicher Demut heraus geführt werden, auf beiden Seiten! Sonst entsteht der Eindruck, als ob wir bei solchen Gelegenheiten lediglich verpflichtet wären, einem protestantischen „Wächteramt“ Rede und Antwort zu stehen. — Man

muß beim religiösen Gespräch instinktiv den Punkt erkennen, an dem man in die Verteidigung gedrängt zu werden droht. Hier sollten wir auch einmal beherzt den Gegenangriff wagen. Stellen auch wir Fragen. Ganz konkrete Fragen, zwingen wir den Gesprächspartner zur Stellungnahme, zum Farbe bekennen. Fragen wir ihn auch nach der Lehre seiner Kirche in einzelnen Fragen. Scheuen wir uns nicht, ihn dazu zu bringen, auch einmal Wissenslücken zuzugeben; das verstößt, wenn es nicht selbstgerecht ausgenutzt wird, in keiner Weise gegen die Nächstenliebe.

7. Man vergesse dabei aber nie, daß man es mit einem — christlich getauften — Bruder in Christus zu tun hat. Das hilft, manches gerade zu rücken.

S. Frhr. v. Zedlitz, OL

Herausgeber: Königsteiner Offizierkreise in Zusammenarbeit mit dem Katholischen Militärbischofsamt, Bonn.

Redaktions: Leo Ernesti (Hptm.), Helmut Ibach (Ob.-Reg.-Rat, Dr. habil.), Helmut Korn (Major, Dr.), Wilhelm Lehmköpfer (Major), Hans C. Siemer (Dozent, Dr.), Hubert Walitschek (Obersilt. i. G.).

Zuschriften: Dr. habil. Helmut Ibach, über Katholisches Militärbischofsamt, Bonn, Koblenzer Str. 117a.

Druck und graphische Gestaltung: Buch- und Verlagsdruckerei Ludwig Leopold, Bonn, Friedrichstr. 1

---

*Der „Königsteiner Offizier-Kreis“ ist eine Gemeinschaft katholischer Offiziere, die in Arbeitsgruppen und durch Veranstaltungen auf verschiedenen Ebenen in Zusammenarbeit mit ihren Militärgeistlichen zu einer verantwortlichen Lebensführung sowie zur Selbstbesinnung auf Beruf und Auftrag des Offiziers aus der Sicht des katholischen Glaubens beitragen.*